



Cycling Tribune Dandy

| | |
|--|-----------|
| <i>Mein Leben als Velofahrer.....</i> | <i>10</i> |
| <i>Thank you? Fuck you?.....</i> | <i>14</i> |
| <i>Auf und davon – so weit und langsam, wie es nur geht.....</i> | <i>20</i> |
| <i>Oma kochte Enkelkind - denn sie wollte Sex.....</i> | <i>30</i> |

dandymagazine.ch
Frühling/Sommer 2012

n°5




Café Noir • Neugasse 33 • 8005 Zürich
 Di - Fr 8h - 20h • Sa 10h - 18h
www.cafe-noir.ch



Editorial

Geschätzte Leserschaft

Aus dem „Dandy Magazine“ wurde die „Cycling Dandy Tribune“. Alte und neue Ideen in neuem Format. Man kann uns also eine gewisse Sentimentalität unterstellen. Denn gerne blicken wir auch auf Zeiten zurück, in denen Zeitungen noch Erbauung und Unterhaltung versprach. Heute sind die meisten Print- und digitalen Medien in Abhängigkeit von Quote und Kapital dem Mainstream, der Beliebigkeit und der Schlagzeile verschrieben. Als periodisch erscheinende Schrift mit nicht kommerziellem Hintergrund wollen wir dem Leser eine andere Art von Journalismus bieten. Prosa und Lyrik finden in dieser Ausgabe ebenso eine Plattform wie Satire, Dokumentation und kritische Texte. Grosser Dank gilt wie immer den Autoren und Autorinnen sowie unseren Grafikern, Korrekturlesern, Fotografen und Webdesignern, die uns überaus grosszügig und selbstlos unterstützen. Und natürlich unseren Werbepartnern. Ohne sie alle wäre weder das „Dandy Magazine“ noch die vorliegende Zeitung realisierbar gewesen. Für Kritik und Anregungen bleiben wir natürlich immer offen und freuen uns auf Ihr Feedback. Wir wünschen Ihnen viel Spass bei der Lektüre.

Möge unsere flamboyante Zeitverschwendung auch weiterhin die entsprechende Würdigung erfahren.

Oliver Schramm
Head Cycling Dandys Zurich

Inhalt

| | |
|---|-----------|
| Ein Wanderleben geprägt vom Velo | 4 |
| <i>von Hanspeter Kuenzler</i> | |
| sommerabschiedsgedicht | 6 |
| <i>von Christian Gesellmann</i> | |
| Die Konrad-Box | 7 |
| <i>von Christian Gesellmann</i> | |
| Spital | 8 |
| <i>von Reto Oeschger</i> | |
| Mein Leben als Velofahrer | 10 |
| <i>von Stephan Pörtner</i> | |
| Hund | 13 |
| <i>von Kristin T. Schmid</i> | |
| Thank you? Fuck you? | 14 |
| <i>von Philippe Amrein</i> | |
| Rezepte | 16 |
| <i>von Fabio Lombardi</i> | |
| Edwin Höhn auf dem Weg zum Hirzel | 18 |
| <i>von Patrick Gutenberg</i> | |
| Auf und davon | 20 |
| <i>von Walter Aeschmann</i> | |
| Herr Ober, zahlen! | 22 |
| <i>von Beda Senn</i> | |
| Wir fragten 4 Prominente Schweizer | 23 |
| <i>von Oliver Schramm</i> | |
| Viva (Swizz) | 24 |
| <i>von Claudia Schmid</i> | |
| Rauschhaftes Vergnügen | 26 |
| <i>von Oliver Schramm</i> | |
| Kulturjahr | 28 |
| <i>von Marcello Folini aka M. Höbener</i> | |
| Oma kochte Enkelkind | 30 |
| <i>von Felix Traber</i> | |
| Zürich-Varese retour via Gotthard | 32 |
| <i>von Orlando Geremia Schüpbach</i> | |

Impressum

ISSN 1663-1005

Herausgeber *Cycling Dandys Zurich*
 Redaktion *redaktion@dandymagazine.ch*
 Leitung Redaktion *Martin Müller, Oliver Schramm*
 Autoren *Felix Traber, Walter Aeschmann, Oliver Schramm, Beda Senn, Hans-Peter Künzler, Phillippe Amrein, Kristin T. Schmid, Der Stadtfuchs, Claudia Schmid, Stephan Pörtner, Christian Gesellmann, Orlando Geremia Schüpbach*
 Fotos *Patrick Gutenberg, Reto Oeschger, Archive*
 Künstlerische Assistenz *Dino Meier, Dinografix*
 Grafik & Art Direction *aurelio@inbox.com*
 Korrektorat *jostmedia*
 IT und Web *Ste Ungureanu, Pixeldev Webdesign and Development*
 Druck *Druckerei Schwarz auf Weiss, Freiburg i. Br.*

EIN WANDERLEBEN GEPRÄGT VOM VELO

Auf ihren Reisen landete Bettina Galizzi vor zwölf Jahren in London und entdeckte die Freuden des Velofahrens in der Grossstadt. Jetzt dreht sich (fast) ihr ganzes Leben um Speichen, Reifen und Sattel.

Brixton: Im Markt gleich um die Ecke von der U-Bahnstation präsentiert sich das Quartier im Mikrokosmos. Trendige Bäckereien und Cafés wechseln ab mit afrikanischen Gemüseläden und Shops, die Rastamützen verkaufen. Gourmet-Pizzas und Edel-Paella finden sich neben einem traditionellen „greasy spoon“-Café, wo das Spiegelei auf einer Öllache schwimmt. In anderen yuppiefizierten Stadtteilen von London sind die Freiräume von kommerziellen Zwängen verdrängt worden. In Brixton, das durchaus nicht von Spekulanten verschont geblieben ist, gehören sie weiterhin zum Stadtbild, die rührigen Einzelgänger mit ihren eigenbrötlerischen Werkstätten. Fünf Minuten von der U-Bahnstation entfernt findet sich die Nummer 1, Lambeth Kitchen. In dem schmucklosen, garagenartigen Gebäude war früher der lokale „Meals on Wheels“-Betrieb daheim, der Pensionäre mobil verköstigte. Jetzt wird es von einer Indie-Kaffee-Rösterei und einer

Ham-burger-Küche belegt (Honest Burgers). Und vor drei Wochen hat sich zwischen dem früheren Kühlraum und der früheren Grossküche die Bielerin Bettina Galizzi mit ihrer Accessoires-Produktion eingenistet. Bis dahin war ihr Minibetrieb in einer eiskalten Höhle unter einer nahen Eisenbahnbrücke daheim gewesen. Eigentlich müsste Betty den Betrieb schon längstens vergrössern, die Nachfrage wäre da. Aber: „Ich mache lieber mit lieben Leuten ein Produkt, für das ich einstehen kann, statt nach Whitechapel zu gehen, wo es Kinder sind, die das zusammennähen und man dann nicht mehr schlafen kann.“

Die Idee ist so simpel wie brillant: Gürtel aus alten Veloreifen und Schläuchen. Das Material eignet sich perfekt für den neuen Verwendungszweck. Leicht und sauber zu bearbeiten, flexibel und solid zugleich – und erst noch gratis. Der Einfall stammt aus der Zeit, wo Betty noch zwischen dem Bernbiet und London pendelte. Ein Künstlerkumpel von ihr, Chrigel aus Bern, fertigte die Gürtel nebenher an. Betty kaufte sie ihm ab, mietete auf Weihnachten hin einen Marktstand und verkaufte sie – mit grossem Erfolg. Und weil sie sowieso gern kreativ tätig war, setzte sie sich alsbald selber an die Nähmaschine: „Es gibt so viele Pneus hier in London, zehn Mal mehr als in Bern, und die Auswahl ist riesig, besonders wenn es um spezielle Sachen geht, Farbiges zum Beispiel.“ Mit der Zeit brach die Verbindung mit Chrigel ab und Betty stand allein da. Die erste grosse Bestellung kam von der Firma Howies, ebenfalls ein Backyard-Betrieb, der T-Shirts, Jeans und Pullover herstellte: „Die Philosophie der Firma gefiel mir“, sagt Betty, „ich habe ihnen meine Belts gezeigt.“ Man war begeistert und bestellte 400 Stück. Inzwischen ist Howies von Timberland aufgekauft worden, gehört aber immer noch zu den Kunden. Unterdessen hat Bettina ein ganzes Netz von Materiallieferanten. Velo-Shops, Jugendzentren und Velo-Werkstätten rufen sie an, wenn sie ein paar Reifen beisammen haben, Betty geht sie einsammeln – mit Velo und Anhänger natürlich: „Wir wollen der Philosophie treu bleiben. Alles ist bei uns ziemlich lokal.“ Die Reifen werden in die Waschmaschine gesteckt, dann in Streifen geschnitten, vernäht, es werden Schnallen, Nieten und Ösen angebracht, und fertig ist der Gürtel. Das Angebot ist in letzter Zeit erweitert worden. Zusammen mit ihrer rechten Hand, dem Spanier Javier de Alba (er führt übers Wochenende auch noch einen Marktstand mit

ni-scher Kost), der singenden Songschreiberin Rozi Plain (die sich beim Fototermin gerade auf Tournee befindet) und zwei, drei weiteren HelferInnen werden nun auch Barhocker aus alten Velogestellen hergestellt. Zudem experimentiert das Team mit anderen Materialien, etwa mit den Plastiksäcken, in denen die Kaffeerösterei ihre Bohnen geliefert bekommt. Sie werden zu putzigen und strapazierfähigen Portemonnaies verschweisst.

Die kleine „Bude“ ist indessen nicht Bettinas einzige Verbindung zum Velo. Im Rahmen einer kooperativen Organisation namens Cycle Training UK (CTUK) gibt sie drei Tage pro Woche Velo-Unterricht. CTUK ist ein typisches Produkt des Velo-Booms in London, besonders seit den Bombenanschlägen vom 7. 7. 2005. Gegründet vor fünfzehn Jahren als eine Selbsthilfeorganisation von Velo-Fans, die etwas für die Londoner Umwelt tun wollten, ist daraus eine Grossorganisation geworden, die sich an der Seite von mehreren anderen, ähnlichen Unternehmen um die Verträge bemüht, welche die Behörden landesweit unterdessen vergeben, um den Velobetrieb zu fördern. Es gehören zum Programm Velofahrkurse in drei Stufen, individuelles Training und Wartungskurse nicht zuletzt in Jugendzentren und im Bereich der Sozialpädagogik. Bettina war in der Schweiz Turnlehrerin gewesen, Mitglied der Volleyball-Nationalmannschaft, dann als Sporttherapeutin im Bereich der Drogen-Rehab tätig. Jetzt wollte sie endlich englisch lernen und flog nach London. Ganz am Anfang sah sie im Guardian ein Inserat, „Wanted: Cycling Instructor“. In einem Park übte sie das Linksfahren – und bekam den Job. „Seither hat sich die Haltung der Stadt den Velofahrern gegenüber ganz stark verändert.“ sagt sie. „Die Förderung ist intensiv und nicht von der Politik abhängig. Stadtpräsident Boris Johnson hat die Linie von seinem Vorgänger Ken Livingstone weitergeführt.“ Das wichtigste Element des Velofahrens in der Stadt sei die Positionierung: „Wenn man nahe am Trottoir fährt, glauben die Autofahrer, sie könnten sich einfach vorbeidrücken. Wenn man sich weiter weg vom Trottoir positioniert, wird das Überholen für sie zu einer bewussten Aktion.“ Der Velounterricht macht Bettina Freude. „Dennoch würde es mich schon locken, mich endlich hundert Prozent für velo-re einzusetzen“, sagt sie. „Wer weiss, was es dann für Möglichkeiten gäbe. Man müsste mal einen Business-Plan machen. Aber mir ist das alles ein bisschen...“

www.velo-re.com

Vertrieb Schweiz

Vélosophe Track & Fixe

Shop

24 chemin Roilbot

1292 Chambésy Genève

www.velosophe.blogspot.com

Point .eco shop

12 rue Lissignol

1201 Genève

Sortie de Secours

Rue Saint-Roch 2

1004 Lausanne

Switzerland

Deutschland

hello NEO

Hessstr. 36

D - 80798 München

www.hello-neo.com/shop

neo@hello-neo.com

lebt in London, schreibt u.a. in der NZZ, WOZ, Velojournal etc.
www.hanspeterkuenzler.com

Hanspeter Kuenzler

www.hanspeterkuenzler.com

sommerabschiedsgedicht
(komm zurück)

im grauen licht unentschiedener vormittage
wenn sich myriaden spitzer nadeln in brückenbögen graben
nebel scharfer schwerter durch asphaltstrassen wabern
schwärme stumpfer scheiden in atemlosem schaben
herznackte menschenhäuser entfassaden
segelt der sommer davon
mit seinem bunten mischwarenladen
aus heissem beton
und weichen nächten
in daunen und heu
vinyl und pardon

Christian Gesellmann



D I E K O N R A D - B O X

Strassenfest auf der Oberbaumbrücke in Berlin. Man schlendert von Stand zu Stand, das Kinn fachmännisch auf den Handballen gestützt, Bilder werden ausgestellt, die Künstler erklären, man diskutiert über Ästhetik, den Kunstbetrieb, das Künstlerleben, Inspiration, Krise, die Künstler, Künstlerprobleme und Kunst.

Da wird es dem kleinen Konrad zu bunt: das Volumen seiner winzigen einjährigen Lungen generiert einen schrill scheppernden Schrei, ein reiner Lustschrei, markerschütternd hoch: „Hallo, Action jetzt hier, los!!!“ Eine mittelalte Dame, die genau im Schalltrichter des Kindes stand, entstöpselt sich wieder, schüttelt den Schreck aus ihrem Cocktailkleid und dreht sich zu Konrad um, der bei seiner Mutter auf den Arm lümmelt. Nach einem tiefen Seufzer sagt sie: „Ach Kind – du unblockiertes Wesen!“

Wie wahr, denke ich. Ich meine, ich hätte gleich mehrere Gründe, lauthals zu schreien – aber würde ich es auf dieser Brücke voller Menschen tun? Sicher nicht. Irgendwo anders in der Öffentlichkeit? Nö! Ich vergrabe meinen seelischen Ballast lieber ganz tief. Ich würde es nicht mal zu Hause tun. Dabei ist es so unglaublich befreiend. Natürlich löst das keine Probleme. Andererseits: hat jemand schon mal bedröpelte Fressen beim Wackeln gesehen? Egal wie martialisch die Metallköpfe auch meist aussehen – ich hab noch nie einen getroffen, der „privat“ nicht lammfromm und ausgeglichen wirkte (Metallica-Sänger James Hetfield zum Beispiel: Inzwischen glücklicher Familienvater, der mit Obstschale auf dem Schoß nach dem Konzert zur Familie jettet). Sie brüllen sich halt samstags mal ordentlich den Staub der Woche von der Seele. Der Gegenbeweis für die Notwendigkeit emotionaler Befreiung durch hemmungsloses Schreien, Brüllen, Quietschen sind die Schnulzensänger. Die abgekanzelten Typen im ganzen Musikgeschäft verdienen ihr Brot mit Schlager, Pop und Soul. Selbstbetrug durch Süssholzraspeln, der nicht selten in Alkoholismus oder sogar Selbstmord mündet. Nur ein paar Beispiele: Rex Gildo, Matthias Reim, David Hasselhoff, Marvin Gaye, Dean Reed, Whitney Houston, Hartmut Engler, Roy Black ...

Wenn man sich das Heulen verkneift, kriegt man auch nur einen Kloss im Hals, dieses ekelhafte Gefühl, das einem die Kehle abschnürt – also rauslassen! Andererseits ist die Vorstellung, dass jeder an Ort und Stelle seinen Frust rauschreit, oder seine Lebenslust oder seine Geilheit oder was auch immer, ziemlich beängstigend. Man stelle sich nur mal die Schlange im Coop vor, an einem Freitagabend. Was für eine Fanfare des Leidens, eine Kakophonie aus dem Gezeter wartender Last-Minute-Shopper vor der Kasse, Pfandjäger an blockierten Rücknahmeautomaten, die Billigbier- und Weinbrandfraktion, denen eh schon der Schädel glüht, die genervten Eltern, ganz zu schweigen von den supergenervten Kassiererinnen, wenn sie mal wieder für ne Storno nach der Chefin klingeln müssen, die gerade heimlich die Bänder der Überwachungskamera im Umkleideraum kontrollieren wollte.

Oder Bahnhöfe. Arbeitsämter, Arztpraxen, Billigfluglinien. Ohne Gehörschutz nicht mehr betretbar. Fazit: Schreien ist gut für die Psyche, aber schlecht für die öffentliche Ordnung. Damit der postmaterialistische Mensch dennoch seine seelische Balance im Alltag erhalten kann, brauchen wir demzufolge Schreibboxen. Kleine schalldichte Räume, die man bei Bedarf aufsuchen kann. Vielleicht noch mit einer Tret- oder Trommeloption. Ich schlage vor, wir nennen sie Konrad-Box.

Christian Gesellmann schreibt u.a. für die Freie Presse in Chemnitz, Ostdeutsche Radsporthörse, www.gesellmann.wordpress.com



MEIN LEBEN ALS VELOFAHRER

I

Mein Leben als Velofahrer begann am 24. Dezember 1970. Unter dem Weihnachtsbaum stand ein rotes Kindervelo der Marke Allegro mit Stützrädern. Ich sehe es heute noch vor mir. Ich habe mich selten über etwas so gefreut wie über dieses Velo, obwohl ich vorerst gar nicht viel damit anfangen konnte. Es war Weihnachten, es war kalt und draussen lag Schnee. Vermute ich zumindest, weil in der Erinnerung liegt an Weihnachten immer Schnee, wir lebten immerhin auf 648 m ü.M. So führte meine erste Fahrt auf einem eigenen Velo rund um den Stübentisch. Weil das Velo neu und sauber war, liess man mich gewähren.

Nach Weihnachten ging es zum Skifahren in die Berge, darum dauerte es eine Weile, bis ich mich mit meinem neuen Velo zum ersten Mal auf die Strasse wagen konnte. Es war allerdings kein besonderes Wagnis, auf der Strasse zu fahren. Ich wuchs in einem Dorf in der Nähe von Zürich auf, in einer Einfamilienhausidylle der Siebzigerjahre. Anfangs führte das Überlandbähnchen noch direkt an den Gärten der Siedlung vorbei, in der ich aufwuchs. Einmal fuhr die Nachbarin mit ihrem Deux-Chevaux aus ihrer Garagenausfahrt direkt vor die Bahn. Das Auto wurde in den nächsten Garten geschleudert und blieb auf dem Dach liegen. Der 2CV war beschädigt, die Frau hatte ein paar Verstauchungen. Es war das Spektakulärste aus der Rubrik Unfälle und Verbrechen, das bei uns je passieren sollte. Die Bahn wurde kurz darauf ausgebaut und zweispurig auf die andere Strassenseite verlegt. Unser Quartier war fortan ein idealer Spielplatz und eignete sich bestens zum Velofahren, denn wir wohnten in einer Art Sackgasse. Genauer genommen bildete die Strasse eine Schlaufe, die über einen kleinen Hügel führte. Ausser den Anwohnern und sonntags ein paar verirrtten Ausflüglern fuhr niemand durch diese Strasse. Autos hatten damals nur die Väter, die damit am Morgen zur Arbeit fuhren und am Abend zurückkamen, ausser die Lehrer nebenan, die kamen auch am Mittag heim. Mein Vater ging gar nicht zur Arbeit, weil er zu Hause arbeitete. Oder so etwas Ähnliches. Er war Schriftsteller.

Weil wir unten an der Ecke wohnten, da, wo die Schlaufe wieder auf die Strasse zurückführte, hatte ich neben dem Haus einen Hang und davor eine gerade Strecke. Dort fuhr ich also mit meinem roten Velo hin und her oder hinauf und hinunter und irgendwann sogar einmal rundherum, den Hang hinauf, wahrscheinlich stossend, hinten, wo es steiler war, wieder hinunter und dann das gerade Stück wieder zurück. Meine allererste Velotour. Vielleicht ein Viertelkilometer. Von mir aus hätte es immer so bleiben können. Ich fuhr fürs Leben gern Velo. Was ich tat, galt aber noch gar nicht als richtiges Velofahren,

fanden die Nachbarskinder. Erst mussten die Stützräder weg, bevor ich mich zu den Velofahrern zählen konnte. Das Balancieren auf einem Velo ist nicht schwer, wenn man es einmal kann, auch verlernt man es nie mehr. Bis man es kann, dauert es aber eine Weile.

Ich versuchte also, ohne Stützräder zu fahren. Der Vater ging neben mir her und hielt mich an der Schulter fest, wenn ich zu kippen drohte. Irgendwann ermunterte er mich, schneller zu fahren und ich begann zu trampeln und er zu rennen und ich spürte die Hand auf der Schulter nicht mehr und ich fuhr allein und dann hörte ich hinter mir ein Rumpeln und ein Fluchen. Mein Vater war gestolpert und hingefallen. Beim Zurückschauen verlor ich vor Schreck das Gleichgewicht. So kamen wir beide zerschunden heim und liessen es gut sein für diesen Tag. Ihm hat es wahrscheinlich mehr wehgetan als mir, er war nicht so gut zu Fuss, weil er sich im Krieg eine Verletzung zugezogen hatte. Er war Deutscher.

Ich hingegen brauchte ungefähr zwei Tage, um den Sturz zu verdauen. In dem Alter beschäftigt man sich ja vor allem damit, Sachen zu lernen, bei denen man hinfällt: Skifahren, Schlitt- und Rollschuhlaufen, später Rollbretter.

Die Stützräder wieder anzuschrauben kam nicht infrage.

Ich wagte mich mit meinem Velo wieder nach draussen, wo ich Annemarie traf. Sie wohnte im Doppelhaus nebenan, ihre Mutter war die, die den spektakulären Unfall gebaut hatte. Annemarie war ein Jahr älter und fuhr schon mit einem grossen Damenvelo herum, dessen Sattel unerreichbar weit oben war. Das war ihr egal, sie hatte drei ältere Geschwister, die alle sportlich und verwegen waren. Sie konnte das Rad schlagen, den Handstand machen und schnell rennen, alles Dinge, die ich nicht konnte und nie lernen sollte. Mein Körper war schwierig zu bewegen.

Annemarie schob mich an, ich trampelte, sie rannte hinter mir, hielt das Velo am Gepäckträger. Natürlich fiel sie nicht hin und irgendwann rannte sie neben mir.

„Du fährst allein, du kannst es“, sagte sie und tatsächlich, so war es. Sie blieb stehen, ich fuhr alleine weiter und schaffte es, anzuhalten, ohne hinzufallen. Dann kehrte ich um und fuhr zu ihr zurück. Es war vollbracht. Ich konnte Velofahren.

Mein Leben veränderte sich, ich hatte mein Fortbewegungsmittel gefunden.

Ich war kein geschicktes und schon gar kein sportliches Kind, für alle Ballsportarten ungeeignet, immer der Letzte, der beim Aussuchen der Mannschaft gewählt wurde. Noch nach dem Dicken.

Aber Velofahren, das konnte ich. Velofahren hatte weniger mit Sport und Geschick zu tun als mit Fortbewegung, mit Weiterkommen, mit Freiheit.

II

Das Velo erweiterte meinen Radius enorm. Zum Kramladen, der zu Fuss eine knappe Viertelstunde entfernt lag, gelangte ich nun in wenigen Minuten, zurück ging es noch schneller, weil leicht bergab. Eigentlich durften wir gar nicht so weit fahren mit unseren Kindervelos, die keine Nummern hatten. Aber keiner der beiden Dorfpolizisten verirrt sich je in unsere idyllische Sackgasse, für was auch? Der Freundeskreis beschränkte sich nicht mehr nur auf die Nachbarskinder. Zumindest im Sommer.

Das Kindervelo wurde bald zu klein, als Nächstes bekam ich ein gelbes Knabenvelo der Marke Uto mit einer Dreigangschaltung von Sturmey-Archer, mit einem leicht geschwungenen Lenker, grauen Griffen, einem grau-schwarzen Sattel, Schutzblechen, Kettenschutz, Gepäckträger, Licht, eine kleine Werkzeugtasche unter dem Sattel.

Ein richtiges Velo, einfach mit etwas kleineren Rädern, ich vermute, es waren 26-Zoll-Räder. Damals hatten die meisten Buben einen Tachometer dran, dem wir Kilometerzähler sagten. Die meisten hatten einen dreieckigen VDO.

Die Dinger waren schwarz mit leucht-orangem Zeiger, meiner weiss und grau mit rotem Zeiger. Damit konnten Geschwindigkeiten bis 60 km/h gemessen werden, was natürlich zu Schussfahrten verführte. Unsere Strasse war aber zu wenig steil und zu kurz, um je über 40 km/h zu kommen, aber hinab zum Greifensee konnte man schon hohe Tempi erreichen. Dummerweise musste man dann auch wieder hinauf und darum blieb die Jagd nach Temporekorden doch auf die Kurzstrecke beschränkt. Wichtiger als das Tempo war ohnehin die Distanz. Mit dem neuen Velo konnte man viel grössere Distanzen zurücklegen. Jetzt konnte man Freunde in umliegenden Dörfern besuchen, abgelegene Bäckereien und im Winter, wenn noch kein Schnee lag, sogar die Kunsteisbahn, wo man Hockey spielen konnte. Den Stock steckte man zwischen Sattel und Gepäckträger in den Rahmen, sodass er wie eine Fahne aussah. Manchmal verrutschte er aber, kam den Pedalen in den Weg, verkeilte sich oder stellte sich quer, dann musste man schauen, dass man nicht mitsamt den Schlittschuhen, die man sich einfach an den zusammengebundenen Schuhbändeln um den Hals gebunden hatte, spektakulär hinknallte.

Irgendwie haben wir es überlebt. Das Velo wurde weiterhin für Ausflüge aller Art genutzt. Bei einer Frühlingsausfahrt geriet ich einmal auf eine Autostrasse, so eine mit grünen Tafeln, ein Lastwagen hielt an und der Chauffeur sagte mir, ich müsse bei der nächsten Ausfahrt raus, weil man mit dem Velo nicht auf der Autobahn fahren dürfe. Mit der Pfadi gings mit dem Velo ins Pfingstlager irgendwo ins Zürcher Oberland. Bepackt

wie für eine Polarexpedition mit Schlafsäcken, Plachen und Kochgeschirr und Ölzeug. Wie das alles auf dem Velo befestigt wurde, ist mir rätselhaft, man orientierte sich damals im noch nicht so benannten Outdoorbereich stark am Militärisch-Langlebigen, nicht am Leichtgewichtig-Praktischen. Gefahren wurde in den Wanderschuh. Auf dem Heimweg mussten wir die gefürchtete Strecke vom Greifensee hinauf mit all dem Gepäck. Ich gehörte nicht zu denen, die bis oben fahren konnten. Trotzdem war es ein gelungenes Abenteuer.

Die meisten Buben hatten wie ich einen Dreigänger, es gab aber auch solche, die das hatten, was wir ehrfurchtsvoll einen Halbbrenner nannten: ein Fünfgangvelo. Rennvelos hatte fast niemand. Rennvelos waren etwas Heikles, die Räder waren mit Collies versehen, diesen schlauchlosen Aufklebepneus, die schnell kaputtgingen. Ausserdem verbogen die dünnen Räder leicht. Wir fuhren ja nicht nur auf der Strasse, sondern auch über Kies- und Waldwege – dafür brauchte man kein Mountainbike, es gab ja auch keins. Die einzige Extravaganz waren die Chopper-Velos mit den langen Sätteln und hohen Lenkern, die aber fast nur Kinder hatten, die in die amerikanische Schule gingen, die sich in unserem Dorf befand.

Die Kieswege waren beliebt, weil man auf denen mit dem Hinterrad lange Bremsspuren, sogenannte Schlrirggen ziehen konnte. Natürlich ging das auch auf dem Asphalt, aber es ruinierte die Pneus.

Dafür tat es auf dem Kies ziemlich weh, wenn man stürzte. Stürze und leichte Unfälle gehörten dazu, man provozierte sie geradezu. Die Velos gingen ständig kaputt, weil man umfiel, abspringen musste, in Garagentore fuhr, zu dritt auf einem Göppel unterwegs war, zu spät brems-te oder zu oft über den Randstein bretterte.

Der Vater eines Freundes war Metallbauschloss-er, der half einem beim Flickern, seine Söhne

konnten es bald selber und halfen denen, die es nicht konnten. Mir zum Beispiel. Eine Tücke der Dreigangschaltung war, dass sie manchmal nicht präzise in den nächsten Gang sprang. Dann trat man auf einmal ins Leere und schlug schmerzhaft auf der Mittelstange auf. Das Gangkabel konnte reißen und dann hatte man nur noch den Dritten, den strengsten Gang, und das war mühsam. Der Dynamo drückte zu fest oder zu wenig gegen den Pneu, das Licht stieg aus, Lampen zerbrachen vorne und hinten. Die Kette konnte rausfallen, der Kettenschutz verbog sich und auch die Schutzbleche. So gut es ging, bog man alles wieder zurecht, wobei das Velo immer mehr Geräusche von sich gab, weil irgendwo irgendwas streifte, bis alles klemmte. Dann musste man wohl oder übel zum Mechaniker, oben im Dorf, neben der Kirche, und der schiss einen zusammen und schickte einen weg und erst, wenn die Eltern kamen, einen Auftrag erteilten und eine Anzahlung leisteten, wurde das Velo geflickt. Um den Buben die nötige Wertschätzung für das Velo beizubringen, nahm sich der Mechaniker Zeit. Mindestens eine Woche musste man warten, bis das Velo wieder abgeholt werden konnte. Trotzdem ging man jeden Tag nach der Schule fragen, ob es schon fertig sei, was den Mann unendlich aufregen konnte. Hätte ja sein können.

Mit dem gelben Uto unternahm ich mit meinem Vater zusammen die erste richtige Velotour. Er hatte ein Büchlein erstanden, das Velotouren in der Schweiz oder so ähnlich hiess. Er fuhr ein blaues Herrenvelo der Marke Raleigh, ebenfalls ein Dreigänger, mit gebogenem Lenker, einem Kasten, der die ganze Kette einfasste, damit die Hosen nicht dreckig wurden, einem Doppelständer, mit dem man das Velo richtig aufbocken konnte. Ein englisches Velo für einen Gentleman.

Wir fuhren nach Rapperswil, es regnete. Wir besuchten den Kinderzoo und übernachteten

in einem Hotel. Dann fuhren wir mit dem Zug zurück. Rückblickend keine grosse Sache. Doch für mich ein einschneidendes Erlebnis. Selten hat mir etwas so viel Spass gemacht. Trotz steilen Hängen, an denen gestossen werden musste, trotz des Regens. Ich hatte eine dieser leichten Regenjacken dabei, diese roten Dinger, die gerade aufkamen. Man konnte sie sich beim Wandern in einer praktischen Tasche um den Bauch binden, allerdings hatten sie den Nachteil, dass sie nicht wirklich wasserdicht waren.

Wir wurden mutiger. Die nächste Tour führte in den Sommerferien von Laufen in den Jura, an die Strecke kann ich mich nicht mehr ganz genau erinnern. Wir trugen wahrscheinlich Turn- oder Trainerhosen, T-Shirts und Turnschuhe. An die erste Übernachtung erinnere ich mich noch gut. Das Hotel lag unten an einem Hang, den wir am nächsten Tag hinauf mussten, ein Übergang über eine Hügelkette. Wir hatten wahrscheinlich nicht allzu viel Gepäck dabei, mein Vater ein paar Saggoschen von meinem Grossvater aus beigem Segeltuch. Ich hatte irgendeine Tasche auf dem Gepäckträger. Ich dachte, dass ich den Hang nie hinaufkommen würde und versuchte es darum vor dem Abendessen, als Training sozusagen. Wir waren schon früh eingekehrt, mein Vater war kein Sportler. Wir ernährten uns nicht von Energieriegeln und isotonischen Getränken, weil es das noch gar nicht gab. Gegessen wurde in der Beiz. Ein währschaftes Menu, dazu trank der Vater Bier. Bier galt als gesunder Durstlöcher, wenn man ins Schwitzen gekommen war. Ich trank Elmer Citro. Nach dem Essen musste sich mein Vater am Waldrand ausruhen, ich las ein Comic-Heft, Bessi, Fix&Foxi oder so etwas. Ich habe bis zu meinem dreizehnten Lebensjahr keine Bücher gelesen, nur Comics. Eine stille Rebellion in der Intellektuellenfamilie.

Also kamen wir nur langsam voran, aber das machte mir nichts aus. Auch, dass ich oben am



10

11

69m.ü.ZH

Hüttenkopfstrasse 70 8051 Zürich 044 322 40 03 wirtschaft-ziegelhuette.ch **Wirtschaft ZIEGELHÜTTE**

Hang warten musste, weil ich gefahren war und mein Vater stossen musste, machte mir nichts, im Gegenteil, ich war sogar etwas stolz darauf. Wohin die Tour genau führte oder wie lange sie dauerte, weiss ich nicht mehr, ich meine, dass wir in Pruntrut und Delsberg Halt machten, wir hatten die Route dem Büchlein mit den Velotouren entnommen. Als Tour ist sie mir in guter Erinnerung geblieben. Auf eine Karte schauen und sagen zu können: Von da bis da bin ich gefahren, das war schon etwas.

Jahrzehnte später kam ich auf einer Velotour wieder an jenem Hotel vorbei und fuhr den umgekehrten Weg nach Laufen, und das sind so Momente, wo einem plötzlich Dinge in den Sinn kommen, die man längst vergessen hat.

Das Velo nahm in meinem Leben eine zentrale Rolle ein, an meiner Strasse wohnten nur Mädchen, die Buben wohnten alle weiter weg, also war ich immer mit dem Velo unterwegs, wenn ich meine Freunde traf.

Die Velos hatten damals praktisch alle ein fixes Schloss. Hinten so einen Blechriegel, den man zwischen die Speichen schob mit einem länglichen Schlüssel. Der Sohn des Metallbauschlossers hatte natürlich bald herausgefunden, dass alle Schlösser auf dieselben zwei Zähne reagierten. Wenn man den Rest des Schlüssels abfeilte,

hatte man einen Dietrich. Bald hatten alle einen Dietrich. Wir benutzten diesen aber nicht dazu, Velos aufzuschliessen und zu stehlen. Damals wusste im Dorf jeder, wem welches Velo gehört. Ausserdem kannten wir alle die Kasperlplatte: De Velochlauer chunt is Chef! Niemand wollte ein Heiri Chlupplisack sein. Wie gesagt, es war ein idyllisches Dorf, in dem ich aufwuchs.

Das Vergnügen bestand vielmehr darin, offene Velos abzuschliessen, da die meisten ihr Velo, wenn sie es irgendwo abstellten, gar nicht abschlossen und den Schlüssel schon längst verloren oder zumindest nicht dabei hatten. Dann schaute man zu, wie sie fluchten oder das Teil nach Hause zu tragen versuchten. Dann kam man ihnen zu Hilfe. Bis einer herausfand, dass ein gezielter Schlag mit einem faustgrossen Stein gegen den Riegel diesen wieder zurücksties.

Das Raleigh meines Vaters hingegen hatte ein Lenkradschloss, das sich in drei Positionen fixieren liess: geradeaus, links oder rechts in einem Winkel, der das Wegfahren unmöglich machte. Aber warum es nicht möglich sein sollte, mit fixiertem Lenker geradeaus zu fahren, das leuchtete uns nicht ein. Aber es ging tatsächlich nicht. Wahrscheinlich versuchten wir es mit dem Raleigh meiner Mutter, sie hatte dasselbe Velo wie mein Vater, einfach in Damenausführung

und in Rot. Erstens konnte man von diesem Velo einfacher abspringen, zweitens bemerkte sie die Schäden nicht, da sie es nie benutzte. Die Einzige, die es schaffte, so zu fahren, war Anemarie, die unterdessen den Handstand auch auf Dachzinnen aufführte und ihre Räder auf den Auslegern der Kräne schlug, die überall im Dorf aufgebaut wurden, weil überall Blöcke und Siedlungen hochgezogen wurden, wo vorher die Kühe weideten. Das Dorf wurde zu einem Vorort.

Mit dem Velo braucht es eben eine gewisse Flexibilität, um vorwärtszukommen, starr geradeaus geht es nicht. Diese wichtige Lektion fürs Leben lehrte uns ein Lenkradschloss.

Stephan Pörtner lebt als Schriftsteller und Übersetzer in Zürich, wo seine 5 Krimis mit *Köbi Robert wider Willen spielen.* (bilgerverlag, Zürich)

“Bücher und Dirnen kann man ins Bett nehmen.”

Walter Benjamin



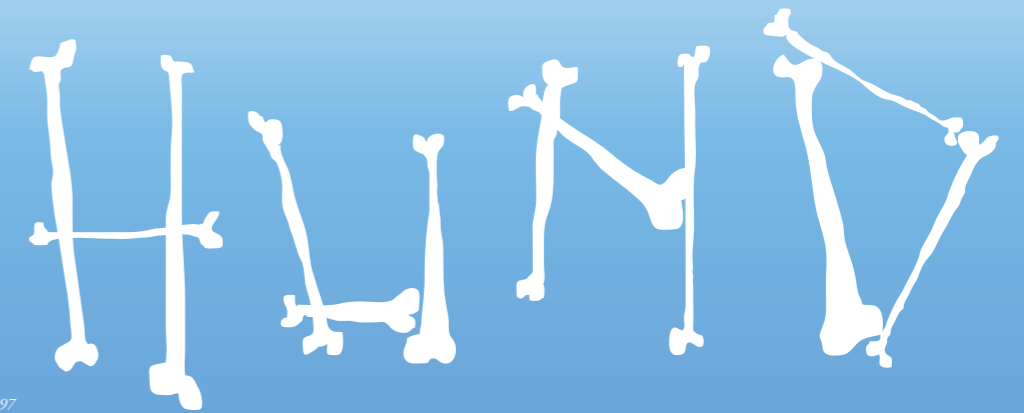
Seit 1983

Buchhandlung sec 52 Josefstrasse 52

8005 Zürich www.sec52.ch 044 271 18 18

12

13



Kristin T. Schnider
Schriftstellerin, lebt in Wassen

Bedeutendste Werke:
- Die Kodiererin. Roman. Frauenfeld: Nagel & Kimche, 1989
- DIN-A. Ein Text. Zürich: Bilger, 1991
- Ich wollte töten. Kurzgeschichtensammlung. Zürich: Bilger, 1994
- NYSKY. Roman. Zürich: Bilger, 1996
- Zeit – Skulptur. Volumen als Ereignis. Weitra: Bibliothek der Provinz, 1997

Der Fleck im Wasser. Dort vorn. Wellengekräusel drumrum. Was ist das. Nicht Fels. Nicht Stein. Bewegt sich. Ein Kopf. Gegen den Strom. Stetig. Länglicher Kopf. Ein Hund. Ein schwimmender Hund. Wege flussentlang. Schön asphaltiert. Diesseits Brücken. Jenseits Pappeln längsseits einseits. Fahrräder. Geländer. Böschung. Kinderwagen. Schwimmbad nahe links. Sonnenschein. Gebleichte Holzbretter. Über dem Wasser Markierungen. Für die Kanuten. Schwimmbad weiter unten. Rechts. Später. Der Hund ertrinkt.

Der Himmel blau. Davor schwarzer Scherenschnitt: Silhouetten der höchsten Gebäude der Innenstadt. Hotel. Museum. Gedächter. Es wird noch ein Wetter kommen, nicht wahr. Er ertrinkt. Abstände. Alles hat einen bestimmten Abstand zum anderen. Alles. Ein Hund kommt selten allein. Bänke. Zurückversetzt. Gebüsch. Dahinter Häuser. Manche alt. Gestalten auf dem Weg. Hin- und Herend. Gemächlich. Ein paar: Jogging. Dunkelgrünst tiefruhig Wasser an allen vorbei hinaus aus der Stadt. Er schwamm. Jetzt ist der Hund am Ertrinken. Hinter den Schatten der Stadt wird der Himmelsrand grau. Regen wird kommen. Kein Gewitter. Abstände. Das muss die Gestalt sein. Dort. Gehend. Darauf schwamm der Hund hin. Die unsichtbare Leine gekappt. Die Beine gehen nicht im Gleichtakt. Der stets in Freiheit eingehaltene Abstand. Nicht so leicht zu dehnen, zu verringern jetzt. Zögern. Ausschreiten. Der leicht gekrümmte Rücken der Gestalt mag immer gekrümmt sein. Vielleicht schon lange. Der Hund wollte den Abstand nicht verlieren. Er ruft. Der Kopf reckt sich.

Böschung. Dem Fluss entlanggekrümmt. Der Hund sieht Schuhe. Am grössten: Sohlen. Die kennt er doch. Das war doch: „Fuss!“. Er ruft. Er hebt den Kopf weit über Wasser. Das ist nicht sehr weit. Er treibt schon ein wenig. Das wird doch schon alles schwanken für ihn. Schaukeln. Die ganze Welt. Sohlen. Er ruft. Alles geht seinen Gang. Zögern. Ausschreiten. Abstand einhalten. Er verringert sich ein wenig. Wieso ist der Hund denn ins Wasser gegangen. Jetzt steht der Mann still. Es ist ein Mann. Er blickt zurück. In den Himmel, dessen Rand nicht grau ist. Weg von dem Wetter, das kommen wird. Er tut so, als ob sein Blick auf den Fleck im Wasser zufällig wäre. Der Hund ruft. Er sieht die Sohle nicht mehr. Böschung. Alles Gras. Zweifelhafte Himmelblau. Der Hund ertrinkt. Er treibt. Er bewegt sich. Der Abstand hat sich verringert. Der Hund ist müde. Er legt seine Lefzen ins Wasser. Es sickert ein. Er ist ein Fleck. Der Fleck ist schon fast in der Mitte des Flusses. Graugrün das Wasser und wenig Gekräusel drumrum. Der Mann hat einen Schritt gemacht und kauert jetzt auf der Böschung. Er hält seine Knie. Der Hund ertrinkt. Den Mann kann er nicht mehr sehen. Ein Auge im Wasser. Trüb und heftig. Sieht er Wasser. Ein Auge offen. Sieht er Himmel. Als ob die Lefze, durch die er wohl stossweise noch atmet, hängend und schwarz um die nutzlos gekrümmten Zähne einseitig noch lächelte. Der Mann schaut. Er schaukelt ein wenig auf den Fersen. Der Hund ertrinkt. Der Fleck auf dem Wasser, in der Mitte des

Wassers, jetzt treibt er stromabwärts. Langsam. Der Mann schaut. Er hält seine Knie nicht mehr. Er grübelt in einer seiner Manteltaschen. Der Hund ruft nicht, sein Mund schliesst sich. Neben dem Kopf taucht eine Pfote auf. Dass der Rücken des Mannes jetzt gekrümmt ist, versteht sich von selbst. Er kauert schliesslich auf einer Böschung. Neben ihm liegt gekringelt ein schwarzes Band. Der Hund ertrinkt. Sein Anblick ruft. Der Hund sieht Wasser und er sieht Himmel. Der Horizont tut nicht weh. Das Wasser schon. Der Mann steht auf. Der Hund ertrinkt. Der Fluss treibt ihn vor sich her. Der Fleck. Der Kopf des Hundes liegt seitwärts. Daneben treibt eine Pfote. Der Mann ist wieder auf dem asphaltierten Weg und schreitet voran. In Richtung der Silhouetten. Des Scherenschnitts. Ein Wetter wird kommen. Grauschwer. Nur Regen. Kein Gewitter. Kinderwagen. Fahrräder. Gestalten. Diesseits. Jenseits. Eine Brücke. Gebleichte Holzbretter. Wimpel für Kanuten. Bänke. Häusergesichter abgezäunt Vorgarten und Gitter. Gegen den Fluss Geländer. Abstände. Die Leine zusammengerollt auf der Böschung dort hinten. Der Hund weitaub schon. Der Fleck. Im Fluss. Wird wohl im Rechen des Elektrizitätswerks flussab – kanalisiert und zu Nutzen gebracht das Graugrün der Wasser, dort drin ohne Gekräusel, nach wie vor dringend – hängenbleiben. Jemand wird rufen: „Schrammt diesen Kadaverhierraus“. Es werde Licht. So – und nicht anders.

Thank you? Fuck you?

Mit «Frampton Comes Alive!» hat Peter Frampton eine Markierung in einsamen Rekordhöhen gesetzt. Das Live-Doppelalbum hat ihm Geld und Ruhm eingebracht, doch an die Fortführung der Karriere auf diesem Niveau war nach diesem Meilenstein nicht mehr zu denken. Eine Bilanz.

Es muss Gott persönlich gewesen sein, der mir an jenem trüben Winternachmittag in den späten Neunzigerjahren den Weg in den Plattenladen wies. Zielloos zockelte ich zwischen den Regalen herum, schaute mir in den Country-Regalen ein paar Kenny-Rogers-CDs an und durchstöberte dann ziemlich gelangweilt das Rock-Alphabet, bis er mir plötzlich vom achtlos angetippten Cover entgegendämmerte: Peter Frampton. Ein Jüngling mit offenem Mund, offenem Hemd und offener Haarpracht, die sauber zurechtgeföhnt das leicht dämliche Gesicht umspielte. Im Hintergrund zwei bläulich glimmende Scheinwerfer, und über dem lockigen Haupt das grosse Versprechen: «Frampton Comes Alive!».

In diesem kurzen Moment flackerten natürlich sämtliche Warnlichter in meinem benommenen Kopf, schliesslich hatte ich nicht nur «Wayne's World» und «Reality Bites» gesehen, sondern auch jene ominöse Simpsons-Folge, in der Sonic Youth dem frustrierten Altmeister Frampton beim Hullabalooza-Festival die Wassermelonen aus der Kühlbox klauen. Das Werk galt offiziell als meistverkaufte Live-Platte der Welt, doch während die Statistiker immer neue Traumzahlen hervorzauberten, hatten die Kritiker das Doppelalbum längst zerfetzt und als «aufsummiertes Mittelmass» in den Mülleimern der Rockgeschichte entsorgt.

Doch latente Sentimentalität drängte mich zur Kasse hin, in der ausgekühlten Hand den eben begutachteten Tonträger. Ich verliess den Laden, fuhr mit der Strassenbahn ans andere Ende der Stadt, klingelte dort bei einem guten Freund und eröffnete diesem, ich hätte eben die ultimative Lieblingsplatte für den Rest meines Lebens gekauft. Der entgeisterte Blick, den er mir durch den Türrahmen zuwarf, war identisch mit jenem von Frampton auf der Plattenhülle – eine schicksalshafte Bestätigung.

HIER SPRICHT DIE GITARRE

Wer die Faszination von «Frampton Comes Alive!» ergründen will, kommt nicht umhin, im Geiste durch die Jahrzehnte zu reisen, zurück in den Sommer des geschichtsträchtigen Jahres 1976. Die USA feierten zu jener Zeit ihr 200-jähriges Bestehen, und das Volk nutzte diesen Anlass, um sich ein wenig abzulenken von den sozialen Wirren des Vietnam-Kriegs, der die Nation nachhaltig traumatisiert hatte. Man suchte weder staatskritische Protestsängerei

noch patriotische Parolenmusik, sondern einen mitreissenden, aber dennoch luftigen Sound. Und den bot das im Januar veröffentlichte Live-Doppelalbum eines englischen Gitarristen in Hülle und Fülle.

Zu jener Zeit war Peter Frampton bereits seit etlichen Jahren als Solokünstler unterwegs. Nachdem er bereits als Teenager mit der Band The Herd und später mit Humble Pie Achtungserfolge verbuchen konnte, hatten ihm seine ersten vier US-Alben kaum was eingebracht, also mussten er und seine Begleitmusiker pausenlos Konzerte geben, um sich einigermassen über Wasser zu halten. Diese ökonomische Zwangslage hatte allerdings den positiven Nebeneffekt, dass die Band perfekt harmonierte und bestens eingespielt war, als man im Herbst 1975 vier Konzerte – zwei an der Westküste, zwei an der Ostküste – für die geplante Live-Platte mitschnitt. Der Boss der Plattenfirma war von den Aufnahmen derart begeistert, dass er darauf bestand, sie als Doppelalbum zu veröffentlichen. Ein Entscheid, der Frampton rückblickend verblüffte, wie er einem Interviewer erzählte: «Welches Label würde einem heutzutage noch die Chance einräumen, erst einmal drei mässig erfolgreiche Platten einzuspielen? Es geht doch nur noch darum, möglichst schnell Profit zu erzielen – unter diesen Voraussetzungen hätte ich niemals meine Solokarriere starten können.»

Doch der Instinkt des Firmenchefs war richtig, wie sich bald herausstellen sollte. Innert kürzester Zeit schnellten die Verkäufe in die Höhe, und die Rockjugend konnte nicht genug davon kriegen. Bald schon imitierten sie alle diesen seltsamen Effekt, mit dem Peter Frampton seine Gitarre sprechen liess. Der Trick der sogenannten «Talkbox» bestand darin, dass sie über einen Gummischlauch den Gitarrenton in den Mundraum des Musikers zurückführte, der dann mittels Kieferbewegungen den Resonanzraum variieren konnte. Im Stück «Do You Feel Like We Do» führte Frampton den Einsatz der Talkbox zur Perfektion – nach zweistimmigen Traumlicks zu Beginn des Mammut-Tracks (13 Minuten und 46 Sekunden) und aufbauendem Softgerocke hob der Mann mit der blonden Matte einfach ab. Selbstvergessen nudelte er sich durch das epische Solo, groovte locker zur Band und liess schliesslich die Gitarre sprechen. Sie fragte: «Do you fee-hee-heel?» und gipfelte dann im nett gemeinten Satz «I want to thank you», der vom Publikum fast schon rituell falsch gedeutet und als «I want to fuck you» verstanden wurde. Aber so war das eben damals: Man dröhnte sich auf dem Parkplatz draussen mit Dosenbier und schlechtem Gras in Stimmung und strömte dann in die Arena. Die Jugendlichen hatten zu dieser Zeit noch nicht so viel Taschengeld wie ihre Kinder heute, und aufwändiges Freizeit-Zubehör wie Playstation oder Handys waren noch nicht erfunden, also pflegte man billige Hobbys wie das Luftgitarrenspiel, das sich auf Frampton-Konzerten von Grund auf erlernen liess.

KÖNIG DER CHARTS

Ausgekoppelte Hit-Singles wie das ungeschlagene «Show Me The Way» oder das kuschelige «Baby I Love Your Way» sorgten dafür, dass die Verkaufszahlen des Albums konstant hoch blieben. «Frampton Comes Alive!» war monatelang in den Top Five der Charts, wo sich zu jener Zeit auch Platten wie die «Greatest Hits» der «Eagles», «Wings at the Speed of Sound» oder «Black and Blue» von den Rolling Stones befanden. Im Sommer 1976 erreicht Framptons Live-Doppelalbum erneut die Spitzenposition und konnte erst im November, nach 17 Wochen auf Platz eins, von Stevie Wonders «Songs in the Key of Life» entthront werden. «Frampton Comes Alive!» war derart dominant, dass sich der New Yorker Grosskritiker Robert Christgau in seiner Jahresendabrechnung direkt an den Talkbox-Wizzard wandte: «All right, Peter, you've made your point. I'll rate your fucking album. Now, will you please leave the top five?» In anderen Medien gab man sich gnädiger, und so wurde Frampton vom Branchenblatt «Billboard» zur «Rock Personality of the Year» gewählt und vom «Rolling Stone» zum «Artist of the Year».

Ende 1976 befand sich Peter Frampton auf dem absoluten Höhepunkt – dabei war er gerade mal 26 Jahre alt. Die Kassen klingelten, die Konzerthallen waren prall gefüllt und neue Freunde und Berater scharten sich um den blonden Superstar. Und der tat, was man in dieser Situation halt so tut: Er kaufte sich ein paar Häuser und begann immer exzessiver zu trinken. «Das war eine ziemlich schlimme Zeit», konstatiert er rückblickend. «Ganz viele Leute verdienten viel Geld mit mir, aber denen ging es nicht um nachhaltige Karriereplanung. Die zockten mich einfach so lange ab, bis nichts mehr zu holen war.» Kurz nach der anstrengenden Welttournee drängte die Plattenfirma darauf, ein Nachfolgealbum zu veröffentlichen. Die Platte wurde also kurzerhand angekündigt, und bald schon hatten die Vorbestellungen die Millionengrenze durchbrochen. Frampton erfuhr von den immensen Zahlen – und flog zur Beruhigung erst einmal nach Mexiko, wo er dann prompt das Demoband mit fast allen neuen Songs verlor – bis auf «I'm In You», das dann zum titelgebenden Track der neuen Platte avancierte. Diese verkaufte sich in der Folge auch ganz passabel, doch der Niedergang hatte bereits begonnen.

NACH DEM GOLDRAUSCH

Von aussen bedrängten der Disco-Boom und die Punk-Revolution das bis dahin lukrative Stadionrock-Business und damit auch Peter Frampton. Doch der organisierte seinen Abstieg lieber selbst und nahm eine Rolle im Film «Sgt. Pepper» an. Ihn reizte die Aussicht, mit George Martin und Paul McCartney zu arbeiten, doch der clevere Beatles stieg noch rechtzeitig aus dem Projekt aus, das zu einer zünftigen Lachnummer geriet. Sein Film-Honorar investierte er anschliessend in den Fussballclub Philadel-

phia Fury, den er sich gemeinsam mit Rick Wakeman von Yes und Paul Simon kaufte.

Im Juni 1978 erlitt Frampton bei einem Auto-unfall auf den Bahamas schwere Verletzungen, die auch seine linke Hand betrafen und ihn gitarristisch für einige Zeit ausser Gefecht setzten. Mit seinen Alben dümpelte er auch in den folgenden Jahren bloss noch in den dreistelligen Hitparadenrängen herum, und so verlor er schliesslich 1982 seinen Plattenvertrag und zog sich – im zarten Alter von 32 – in den Vorruhestand zurück. Zwar veröffentlichte er in unregelmässigen Abständen weitere Werke, doch der Ofen war aus. Was blieben, waren Gastauftritte. So lud ihn etwa der alte Schulfreund David Bowie als Gitarrist zur «Glass Spider Tour», oder

aber er stellte seine Saitenkunst in den Dienst von Ringo Starrs All Star Truppe, in der auch Gary Brooker von Procol Harum und Cream-Bassist Jack Bruce mitwirkten.

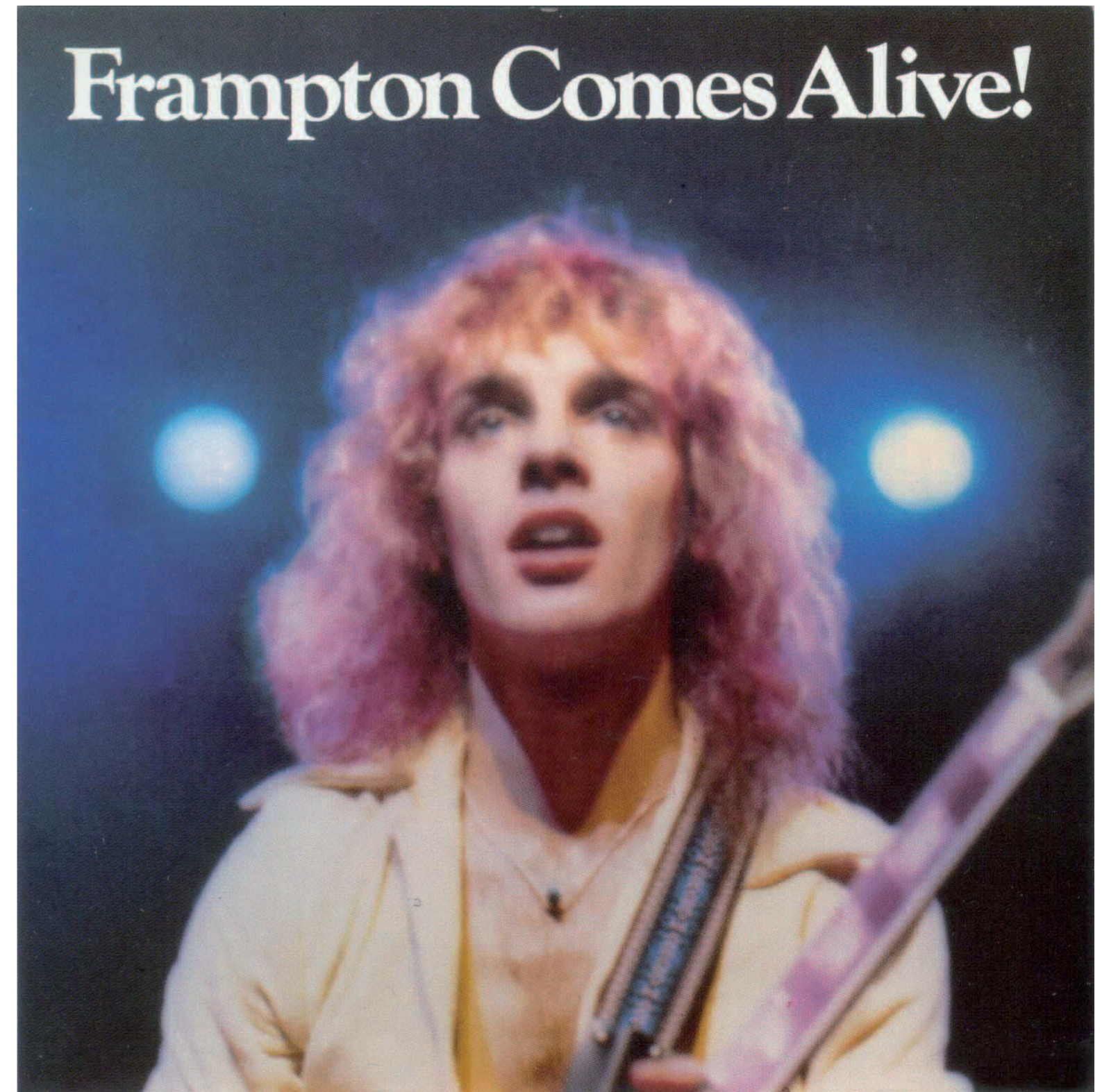
Mitte der Neunzigerjahre versuchte Frampton dann doch noch einmal an die Erfolge von einst anzuknüpfen und veröffentlichte «Frampton Comes Alive II» – ein Album, das geradezu zum Scheitern verurteilt war und auch entsprechend durchfiel. Doch obwohl er sich als versierter Demonteur seiner selbst beweist, werde ich immer zu Peter Frampton halten. Denn man lässt seine Hausheiligen nicht im Stich. Also unterstütze ich ihn, indem ich regelmässig neue Exemplare von «Frampton Comes Alive!» erwerbe. Und

sämtliche Sonderausgaben wie die Special Edition auf schwerem Vinyl oder die Jubiläums-CD mit Bonustracks im transparenten Schuber natürlich ebenfalls. So spüle ich dankbar Geld in die Kassen des Talkboxers. Aber nicht etwa, damit er sich endlich ein Toupet kaufen kann – denn wer braucht schon Haare?

Philippe Amrein

lebt als Journalist in Zürich und erfreut nebenbei als Phil Duke unsere Musikherzen

Frampton Comes Alive!



Hasenrücken-Filet

im Serrano-Mantel mit Ruccolasalat an
Grapefruit-Vinaigrette & Parmesanflocken

ca. 200 g Ruccola
4 Stk. Hasenrücken-Filets
100 g Serrano-Rohschinken
200 g Parmesan ganz

für 4 Personen

Grapefruit-Vinaigrette:

1/3 Tasse Olivenöl extra vergine
2 EL frisch gepresster Grapefruitsaft
1 EL Champagner-Essig oder Weissweinessig
1/2 TL fein gehackter Knoblauch
1 TL Honig
1 TL Dijon-Senf
1 filetierte Grapefruit
1 Tomate zu Concassé verarbeiten
(entkernen und in Würfel schneiden)
Salz und Pfeffer zum Abschmecken

Alle Zutaten mit einem Schneebesen oder
Stabmixer gründlich zusammenmischen.
Concassé zum Schluss dazugeben.

Hasenrücken-Filets mit dem Serrano-Schinken umwickeln &
langsam in Butter anbraten.
Mit wenig Salz und Pfeffer abschmecken, wenn möglich mit
Cognac Hennessy flambieren.
Anrichten, und zum Schluss den Parmesan mit einem Spar-
schäler darüberhobeln.



Spaghetti alle Vongole

350 g Spaghetti
10 EL Olivenöl
1 Weisse Zwiebel
3 Knoblauchzehen
1 Bund glatte Petersilie
200 ml trockener italienischer Weisswein
1 kg Muscheln (frische Vongole)
Salz und Pfeffer

Die Spaghetti in Salzwasser bissfest kochen.
Abschütten, mit kaltem Wasser abschrecken & mit Olivenöl
mischen, kühlstellen.
Die Muscheln gründlich unter fliessendem Wasser reinigen oder
ca. 2 Stunden wässern.

In einer Pfanne mit hohem Rand 6 EL Öl erhitzen. Die kleinge-
schnittene Zwiebel, den gehackten Knoblauch und die feingehack-
te Petersilie darin sanft anbraten.
Muscheln hinzugeben und gut wenden. Den Wein zu den Mu-
scheln giessen, zudecken und ca. 5 Minuten köcheln lassen. Salzen
und pfeffern. Die noch geschlossenen Muscheln aussortieren und
wegwerfen!!

Alles gut wenden und die al dente gekochten Spaghetti leicht
feucht hinzugeben und noch einmal gut wenden, bis alle Spaghetti
mit dem Sugo überzogen sind.

Auf 4 Tellern anrichten. Einen weiteren Teller für die leeren Mu-
schelschalen hinstellen.

Tipp: Man kann die Flüssigkeitsmenge vor dem Würzen mit
ca. 100 ml Fischfond und 100 ml Tomatensugo noch erhöhen.



Windbeutel

gefüllt mit Zimtglace & marinierten Mandarinen mit
Amaretto, dazu eine Zucker-Caramel-Kugel mit Rahm

125 ml Wasser
125 ml Milch
65 g Butter
1 Prise Salz
1 Prise Zucker
125 g Mehl
4 Eier
4 Kugeln Zimtglace
2 Mandarinen (filetiert)
1 dl Amaretto
1 Prise Zucker
200 g Zucker für die Zuckerkugel

Die Mandarinenfilets mit wenig Zucker in 1 dl Amaretto ziehen
lassen.

Für die Windbeutel Butter, Wasser, Milch, Zucker und Salz zum
Kochen bringen. Das Mehl sieben und auf einmal in die Flüssigkeit
schütten.

Zu einem glatten Kloss rühren, ca. 2 Minuten unter ständigem Rüh-
ren erhitzen, bis sich im Topfboden eine weisse Schicht bildet.

In eine Schüssel geben und auskühlen lassen, danach die Eier einzeln
unterrühren.

Mit einem Spritzbeutel ca. 12 Rosetten auf ein Backblech setzen.
Bei 200–220°C ca. 30 Minuten backen. Sofort nach dem Backen
aufschneiden.

Abgekühlt mit Zimtglace füllen und mit Puderzucker bestäuben.

Für die Zuckerkugel den Zucker bei nicht zu hoher Temperatur zu
einem hellen Karamell karamellisieren.

Den Karamell leicht abkühlen lassen, bis man feine Fäden auf einer
mittelgrossen, geölten Schöpfkelle ziehen kann.

Die feinen Karamellfäden sollten sich mehrmals kreuzen, bis sich ein
festes Gitter ergibt, danach die halbe Kugel vorsichtig ablösen.

Das Ganze wiederholen, so dass man die zwei Hälften zu einer Kugel
zusammensetzen kann.

Die Kugel kann man beliebig füllen (Früchte, Rahm, Blumen ...).



Wir sorgen auch im kleinen
Rahmen für volle Gläser.



INTER Comestibles
URBANE GETRÄNKELIEFERUNGEN

Hauslieferdienst, Gastro- und Festservice 044 274 10 10 www.intercomestibles.ch

Wir gratulieren Intercomestibles zum 25-jährigen Jubiläum!

Fabio Lombardi

Fabio Lombardi
verzaubert sonst die
Gäste des El Lokal
www.ellokal.ch,
eher bekannt für
Musik und Kultur,
mit seinen saison-
alen Gerichten.
Für die „Cycling
Dandy Tribu-
ne“ kreierte der
22-Jährige eigens
dieses wunderbare
3-Gang-Menü.

Nach seiner
Lehre im Vorderen Sternen entdeckte er
beim bekannten Heinz Witschi einst seine Vorliebe für eine
frische mediterrane Küche. Nebst beruflichen Zielen träumt
Fabio von einem eigenen Kochbuch. Der erste Schritt ist getan!







AUF UND DAVON – SO WEIT UND LANGSAM, WIE ES NUR GEHT

Auf der Suche nach sich selbst reisen die Menschen immer länger,
immer weiter – und immer langsamer.
Ein Plädoyer für die Entschleunigung des Reisens.

„Ich kann sagen, dass ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. Zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung bin ich nie wieder gekommen (...)“

Derart euphorisch konnte nur Johann Wolfgang von Goethe sein Wohlgefühl beschreiben. Ursprünglich sollte die Reise nach Italien wenige Monate dauern. Er war fast zwei Jahre unterwegs. Am 3. September 1786, um 3 Uhr in der Nacht, schlich sich der Dichter, überdrüssig der höfischen Etikette, aus Weimar weg. Im Mai 1788 kehrte er zurück als einer, der sich selbst gefunden hatte. Seine Erinnerungen schrieb er später in den Reisetagebüchern nieder.

Damals gab es noch keine Massen, die als Touristen um den Globus hetzten. Reisen waren Bildungsreisen und den Reichen vorbehalten. Diese verfügten über genügend Zeit und finanzielle Mittel. Knapp zwei Jahrhunderte später ist die Reiserei demokratisiert und radikal be-

schleunigt worden. Ein Flug nach Lissabon, New York oder Rom kostet wenig und dauert ein paar Stunden. Betonpisten durchziehen das Festland auf allen Kontinenten, das Auto ist zum Fortbewegungsmittel schlechthin geworden. Viel sehen und erleben in möglichst kurzer Zeit galt als chic. Was bei dieser Hektik auf der Strecke blieb, war das Gefühl des Reisens selbst. Es begann wiederum eine Rückbesinnung auf die alten Werte. Erst waren es die so genannten Hippies, die eine Parallelkultur begründeten. Sie reisten langsam und bescheiden, um sich selbst zu finden. Bald wurden es so viele, dass sich die Tourismus-Branche mit dem Phänomen beschäftigen musste. Schliesslich ist bis heute wieder eine eigene Industrie entstanden. Die scheinbar erlebnisreiche Tempobolzerei gilt unterdessen vielen als zu ordinär, Langsamreisen sind in Mode. „Dieser Trend ist unübersehbar und hat viel mit Sehnsüchten wie Sinnsuche, Spiritualität, Selbsterfahrung, Langsamkeit oder Bewegung zu tun, alles Alltagsdefizite der Spass-

und Stressgesellschaft“, sagt Hansruedi Müller, Direktor des Forschungsinstituts für Freizeit und Tourismus an der Uni Bern.

Den Begriff Weitwandern definiert bereits das Onlinelexikon Wikipedia mit Berufung auf den Österreichischen Alpenverein. Als Weitwandern bezeichnet man eine Wandertour, die über grössere Strecken führt, und bei der man mehrere Tage unterwegs ist. Von Fernwandern im speziellen spricht man, wenn nicht beabsichtigt ist, im Verlauf der Tour an den Ausgangspunkt zurückzukehren. Trekking ist Weitwandern abseits markierter Routen. Im Österreichischen Alpenverein existiert gar eine eigene Sektion Weitwandern und noch eine weitere Definition: „Ein Weitwanderweg soll wenigstens 300 Kilometer lang sein.“

Offizielle Statistiken existieren nicht, auch keine grösser angelegten Studien, die solche Trends bislang untersuchen würden. Aber viele Tourismusorte operieren unterdessen mit den Begriffen, die Langsamkeit statt Raserei erfordern und Musse anstelle von Hektik preisen. Selbst Schweiz Tourismus bietet auf ihrer Homepage Weitwanderungen an. Die Via Spluga beispielsweise geht von Thusis nach Chiavenna, ist rund 68 Kilometer lang und überwindet 3600 Höhenmeter. Immerhin. Im Vergleich zum europäischen Wegsystem nach Santiago de Compostela, dem wohl populärsten Weitwanderweg, ist die Distanz aber lächerlich. Von Konstanz bis zum Pilgerort in die Hauptstadt Galiziens sind rund 2350 Kilometer zurückzulegen. Das kann locker drei Monate dauern und innere Ruhe und Genügsamkeit lehren, wenn man morgens kaum einmal weiss, wohin die Füsse tragen und wo man abends nächtigen soll. Die Pilgerzahlen auf dem so genannten Jakobsweg wachsen trotz der körperlichen Entbehrungen seit Jahren an. Gemäss den Statistiken des Domkapitels der Kathedrale von Santiago de Compostela waren 2010 mehr als 270'000 Pilger dort – im Vergleich: 1989 waren es noch 5760.

Popularisiert haben diese Selbsterfahrungstrips nicht zuletzt prominente Zeitgenossen wie die US-Schauspielerin Shirley McLaine oder der Entertainer Hape Kerkeling. Sein Reise-Buch „Ich bin dann mal weg“ ging mehr als vier Millionen Mal über den Ladentisch und ist eines der meist verkauften deutschsprachigen Sachbücher überhaupt. Kerkeling war im Sommer 2001 auf der Suche nach einem höheren Sinn, nachdem er einen Hörsturz erlitten hatte und die Gallenblase operativ entfernen lassen musste: „Eigentlich ist es fast gleichgültig, wo man läuft. Aber dieser Jakobsweg existiert eben seit über tausend Jahren, und ich bilde mir ein, das hinterlässt Spuren, auch unsichtbare: Legenden und vieles mehr. Vor allem trifft man erstaunlich viele, die ebenso auf der Suche sind.“ Es gibt mittlerweile auch eine unüberblickbare Zahl von Reise-Internetadressen unter den Stichworten „weit“, „ungeplant“, „alternativ“ oder „langsam“. Ein

Netz von Fernwanderwegen durchzieht Europa. Die E1 von der Nordsee – Bodensee – Gotthard ans Mittelmeer beispielsweise oder die E3 vom Atlantik – Ardennen – Erzgebirge – Karpaten ans Schwarze Meer. Immer populärer werden die Routen der Grand Randonnée, beispielsweise die GR 5 vom Genfersee nach Nizza, ein Teil der E2. Auch ViaStoria, Zentrum für Verkehrsgeschichte, hat zunehmend Erfolg mit ihren Kulturwanderwegen.

Jene, die lieber mit dem Velo reisen, sind auch nicht mehr allein. Bei Slowup, einem Angebot von Veloland-Schweiz, haben unterdessen schon über 550000 Personen teilgenommen. Verschiedene professionelle Anbieter wie beispielsweise Baumeler Reisen bauen ihr Angebot für Veloreisen stetig aus. Und tausende von Individualisten publizieren ihre Erfahrungen und Reiserouten online im world wide web. Wie Alois, der von Zürich nach Gibraltar pedalt: „Es gab ausgezeichnetes Essen, Forellen aus dem Teich und dann traumhafte Ruhe.“ Oder Mattias, unterwegs von Zürich über Wien bis ans Schwarze Meer: „Am Scheitelpunkt des Passes haben wir dann zum ersten Mal die Möglichkeit, einen Blick auf das Schwarze Meer zu werfen. Atemberaubend.“ Schliesslich Rahel, die erst grundsätzlich nach erlösenden Ideen suchte: „In Gedanken versunken kam mir die Frage über den ‚Sinn des Lebens‘ hoch und ob ich wirklich so die nächsten Jahre bis zur Pensionierung leben möchte. Das wären ja noch rund 10'920 Tage langweiliger, statischer, grauer Alltag?“ Ihr Lebenspartner Jürg wusste Rat: „Ich wollte reisen und frei sein.“ Beide radelten danach einmal um die ganze Welt.

Noch mehr Freiheit und Musse als eine Reise auf dem Land verspricht die hohe See. Das Bordtagebuch des Katamarans Lavezzi 40 vom Dezember 2007 verrät die Motivation, zwei Monate lang zu fünft auf einer 12x6-Meter Grundfläche auszuhalten und keine Chance zu bekommen, sich zurückzuziehen. Suzanne wollte „die Mystik der ersten Seefahrer nacherleben“, Elza hatte „keine Lust, in zehn Stunden auf einem anderen Kontinent zu landen“ und Marie versuchte schlicht „zu entdecken und zu erleben.“ Für Claude Mafart war es „boulot“, Arbeit. Als der Skipper vor drei Jahren Leute für die Überfahrt von La Rochelle nach Guadeloupe suchte, konnte er unter hundert Leuten wählen. Jene mit ordinärer Abenteuerlust hatte er ausgesondert. Charakterstärke und handwerkliche Tauglichkeit sollte schon vorhanden sein. Jahre zuvor hatte der Filmmusiker im Zweitberuf noch Mühe, überhaupt eine Crew zu finden. Er macht die Reise seit 25 Jahren. Auf dem Internet und in Fachzeitschriften bieten unterdessen viele diese Überfahrt als kommerzielle Reise an.

Die Gründe, sich für diese entschleunigten Reiseformen zu entscheiden, können unterschiedliche und sehr individuelle sein. „Die wichtigsten Kriterien sind wohl die Kompensation von

Alltagsdefiziten wie Bewegungsarmut, Stress und wenig Natur, der demografische Wandel sowie die Sinnsuche in einer Welt, die für viele materialisiert, technisiert und kommerzialisiert erscheint“, sagt Hansruedi Müller. Dass der urbane Mensch dabei eher dazu neigt, sich aus der Unwirtlichkeit des modernen Alltags davonzuschleichen, so wie einst Goethe, ist statistisch kaum zu belegen. Allenfalls zu vermuten. Eine Vermutung bleibt wohl auch, dass diese Reiserei eine altersspezifische sei. In jeder Altersgruppe dürfte das Gruppen- oder Gemeinschaftserlebnis wichtig sein. „Die Grundbedürfnisse und Motive sind wohl dieselben, doch spielen für jüngere die Abwechslung, die Aktivität und die (Grenz-)Erfahrung wohl eine grössere Rolle. Bei reiferen Menschen stehen tendenziell die

Selbsterfahrung, spirituelle Erfahrungen oder die Überwindung von Lebenskrisen im Vordergrund“, sagt Müller. „Die tiefe und manifestierte Lust auf langsames Reisen kommt wohl eher in der zweiten Lebenshälfte. Vielleicht auch, weil man vieles auf Reisen schon erfahren und erkannt hat, dass Tiefererlebnisse Musse voraussetzen. Und Musse wiederum setzt Langsamkeit voraus.“

Allein in Zeiten von Klimaerwärmung und CO2-Belastung sind Langsamkeit, Musse und die Suche nach sich selbst nicht mehr die einzigen Argumente für diese Art des Reisens. Die Erkenntnis, dass Langsamreisen mit eigener Muskelkraft der Umwelt tendenziell weniger schaden als die Raserei auf der Autobahn und

20

21

FELSENKELLER
www.felsenkeller.ch

«WO DER WAHRE
DANDY MIT STIL
SEINE WEINE EINKAUFT»

in der Luft, kann zusätzlich motivierend sein. Als Evelyne Binsack im September 2006 von Innertkirchen zur Expedition Antarctica aufgebrochen war, trug sie im Reisegepäck nicht nur die professionelle Ausrüstung einer Abenteurerin mit. Die Schweizerin erinnerte mit Hilfe von Sponsoren an Umweltzerstörung und Klimaveränderung und plädierte für die Rücksicht gegenüber der Natur. In 484 Tagen erreichte sie den Südpol mit Hilfe von Skiern, Schlitten, dem Fahrrad und zu Fuss.

Professionelle Anbieter wie beispielsweise www.langsamreisen.ch verpflichten sich zur Einhaltung des Kodex für naturverträgliche Wintertouren des Schweizer Alpen-Club SAC. Die Schneeschuhwanderungen werden mit Rücksicht auf die Gebirgswelt geplant und durchgeführt und bei der Wahl der Unterkünfte umweltfreundliche Hotels und Gasthäuser ausgewählt. Die Alpenschutzorganisation Mountain Wilderness bietet auf ihrer Homepage Langsamtourismus am Mont Blanc an. „Langsamreisen statt Junk-Tourismus“, titelte die NZZ auch vor gut einem Jahr und propagierte ein ökologisches Reisebewusstsein und „statt Zeit zu überwinden, den Rhythmus der Langsamkeit“ anzustreben.

Die „Mystik der ersten Seefahrer“ hat Suzanne auf ihrer Atlantiküberquerung nicht gefunden, dafür „die Zeitlosigkeit und die unendliche Weite des Meeres“ erlebt, wie sie dem Bordtagebuch anvertraute. In zwei Monaten sind ihr drei Hochseedampfer und ein Segelschiff begegnet und fast jeden Tag das Schauspiel der Delphine, Walfische und fliegenden Fische. Zwei Mal täglich gab es selbstgefangene Goldmakrelen auf dem Speiseplan. Kein Wunder, dass Elza trotz Bedrängnis, bisweilen atmosphärischen Störungen in der Crew und oftmals schaukligem Schlaf, als einen ihrer letzten Sätze ins Bordtagebuch geschrieben hat: „Ich will nicht ankommen!“ So wie einst Goethe, den am Ende seiner Reise nach Italien wohl auch eine dunkle Vorahnung beschlichen haben muss: „(...) ich bin, mit meinem Zustand in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden.“

Walter Aeschmann
freier Filmproduzent, Autor und Journalist,
lebt in Zürich. Schreibt u.a. für
NZZ, WOZ, Beobachter, SonntagsZeitung.

Herr Ober, zahlen!

Man möge mir verzeihen. Ist hier noch Platz an diesem Tisch?

Findlinge, Gewölbe, Gesichter!
Eingefunden um einfallslos geleerte Gläser anzuhäufen.
Rauchschwaden zerren am Gebälk.
Wölbungen der Triebe im Schattendunkel.
In schwarzem Licht erhellt sich Unglaubliches.
Angeworfene Absichten wechseln die Seiten.
Ein Kellner ruft, ein Gast zersägt die Kost. „Prost!“

Irise kreisen irritiert, unter zuckenden Wimpern hervor
Verschlagene Worte retournieren das Unausgesprochene
Vertraute Verwirrtheit schleicht um den Verbindungsabel
„Eine Axt! Herr Ober!“ Wie kuppe ich mich ab?
Wie stäubt das Sträubungshaar, hartgeworden,
Wie schlingert das gesottdicke Mutgefühl,
Die Minestrone aller Empfindungen – ohne zu verbrühen?

Bechernde Mäuler versprühen dumpfe Gewalt
Einssein wird zum Mühlstein, aus dem das Wir körnt
Teig vermischt nichts Gutes am Rand, im Grund
Rundungen werden abgebrochen, weil – nicht scharf!
Geknickt wird das Andere, geköpft das Fremde
Es schwillt der Tisch zum Stamm. Ritual der Qual.
Fratzen des Hasses ritzen die Platte, die Erde war nie rund.

Flecken ungestörter Hautnähe, lodernde Küsse, leibtoll
Kein Trübtton vergärt den übergequollenen Liebeslab
Der glatte See spiegelt die Untiefen der Verliebtheit
Zartwildernde Gestik entwirft grosse Wellen, ringt, kreist.
Warten auf pulsierende Wogen, die irgendwann brechen
Noch ertränken Lügen, noch vergehen Brände, am Feuer erstickt
Wie lange erträgt das Bild den Trug? Welcher, bricht, zuerst?

Krähen kreischender Philosophen, Disput, Disput.
Selbstbewässerung im Kornfeld der Anti-Thesen
Buhrende Büffel pflügen die geprügelte Reizfläche
Windwehende Meinungen verbiegen festgefahrene Wurzeln
Eberzähne hauen sich blutleck, Worte verkeilen in sich
Eisberstende Sprünge, schichtweiser Einbruch des Dialogs
An diesen Stühlen rüttelt man nicht!

Mäanderne Annäherung nischt sich unter Tischbeinen
Schamhügel tabuen um die Gunst der Stunde
Frustrierte Glieder strecken sich vergeblich
Erregte Entbindung vom Ort doppelgesinnter Einsamkeit
Zurück, dorthin, wo lecke Wunden weiterbluten müssen
Aschenbecher voll geblendeter Lichtblicke,
Abgestorbene Eintagesfalter flügelahmer Aussichten

Buchtungen voll Einsichten, Beulen der Erfahrung!
Formvollendetes erdrückt, exaktiert die Seele
Leichenblasphemische Motten,
Durchfliegen das Nichts in den Masken der Scheintoten.
Tobt der Tanz aller Gebeine im engen Holz
Schreckt rasselnd ein Körper erdbebend weg
Wärmt am Geruch der Masse das Alleinsein?

„Herr Ober, zahlen!“

Beda Senn
lebt in Zürich als Tonangeber,
Spielgestalter und Kulturator.
Organisator des Literaturevents
„Symphonie der Wasserfälle“.
www.bedasenn.ch

Wir fragten 4 prominente Schweizer:

„Salvador Allende vertrat die Ansicht, dass eine funktionierende Demokratie zwangsläufig zu Sozialismus führen wird. Teilen Sie diese Meinung?“

Keine Antwort
Roger Köppel
Herausgeber Weltwoche

In Genesung, keine Antwort
Endo Anaconda
Stiller Haas

„Je nachdem wie man die Begriffe „Demokratie“ und „Sozialismus“ definiert, stimmt die Aussage bzw. ist sie falsch.“
Ancillo Canepa
Präsident FC Zürich

Wollte antworten, hat's vielleicht vergessen?
Balthasar Glättli
Nationalrat der Grünen Kanton Zürich,



**VOR ZEHN JAHREN
STAND DER SCHWEIZER
MUSIKSENDER VIVA
(SWIZZ) IN VOLLER BLÜTE.
EINE HOMMAGE.**

Immer, wenn ich beim Zappen auf den jungen Schweizer Musiksender Joiz stosse, muss ich an Viva denken und frage mich, ob es diese jungen Leute bei Joiz auch so lustig haben, wie wir damals: Bei Viva Swizz – so hiess der erste helvetische, 1999 gegründete Musiksender, der dann zu Viva Schweiz und letztes Jahr eingestellt wurde – habe ich vor zehn Jahren als Redaktorin gearbeitet. Es war die bisher lustigste Zeit meines Berufslebens.

Nicht, dass ich dort irgendetwas gelernt hätte – eine längerfristig professionelle Betreuung für die jungen Moderatoren, Redakteure und Techniker – wir waren alle zwischen 20 und 25 Jahre alt – gab es nicht. Jeder machte die Dinge so, wie er glaubte, sie könnten richtig sein. Ich hatte auch nie wirklich das Gefühl, dass wir Chefs hatten. Pierre Rothschild, der Gründer des Senders, kam jeden Tag in die Redaktion, sagte „Guten Morgen, meine Liiiiieben“ und verschwand dann in seinem Büro.

2002, nach der Mehrheitsübernahme von Viva Deutschland, herrschte etwas mehr deutsche Kontrolle. Aber alles in allem fühlte sich die Zeit bei Viva wie ein nicht zu Ende gehen wollendes Klassenlager an. Tagsüber hatte man Spass, abends ging man feiern.

Vielleicht genau wegen dieser Narrenfreiheit haben die meisten Moderatoren, die einst bei Viva arbeiteten – Max Long, Roman Camenzind, Marco Fritsche, Nadja Zimmermann, Christian Franzoso, Conny Bruegger, Cecile Bähler, Linda Gwerder, Jubaira Bachmann, Fabienne Heyne, Robin Rehmann – Karriere gemacht: Sie konnten sich bei Viva ohne reglementierte Vorgaben entwickeln.

Aus heutiger Perspektive erscheint es fast unmöglich, dass damals die Musik-Stars den Weg nach Zürich-Seebach gefunden haben. Das Studio befand sich im Parterre eines Geschäftsgebäudes am Ende der Stadt. Dort gab es einen ungemütlichen Empfangsraum mit Ikea-Holztisch.

Die Möbel in der Redaktion waren orange, in den Gängen müffelte es nach Zigaretten. Wenn wir Gäste wie 50 Cent, Jay-Z oder Nelly empfangen mussten, schämte ich mich immer, sie in diesen Räumlichkeiten warten zu lassen, bis die Sendung begann.

Nicht mal Essen hatten wir anzubieten, denn in der Nähe gab es nur die Bäckerei Fischer, die trockene Sandwiches verkaufte. Wir ernährten uns und unsere Gäste mit Zigaretten und Getränken aus dem Coca-Cola-Automaten. Den konnten wir mit Jetons, die überall herumlagen, gratis bedienen. Ich besitze noch heute solche Jetons und leiste mir manchmal damit einen Kaffee in einer Autobahnraststätte – dort passen

die Münzen in den Kaffeeautomaten! Dass ausser Max Long und Jubaira Bachmann niemand von den Moderatoren gut Englisch sprach, war nie ein Problem. Irgendwie haben die Gäste die Fragen immer verstanden. Im schlimmsten Fall übersetzten wir von der Regie aus – die hinter der Kamera konnten lustigerweise Englisch – den Moderatoren die Antworten simultan. Gewisse Aussagen konnte man auch so stehen lassen. Phoenix, die vielleicht beste Band aus Frankreich, sagte mal bei einem Besuch: „İçi, ça sent de la merde.“

Neben Ausnahme-Gästen wie Phoenix gab es eine lange Reihe von Stammbesuchern. Die Tears, die damalige Schweizer Girls-Retortenband, kam etwa zweimal wöchentlich. Ich kann mich nicht mehr erinnern, worüber wir mit ihnen sprachen. Aber sie passten jedenfalls zu jedem Thema, das wir im Programm hatten.

Auch die deutsche Sängerin Sarah Connor und die deutsche Band Reamonn kamen vergleichsweise oft. Sowohl Sarah Connor als auch Rea Garvey, Sänger von Reamonn, sitzen heute in Juries von Castingshows. Sie haben offenbar bis heute nichts Besseres zu tun, als TV-Sender zu besuchen.



Die Schweizer Bands lebten praktisch bei uns. Ob die Lovebugs, Seven, Greis, Dada Ante Portas oder Dodo, der damals die CDs selbst vorbeibrachte, weil er keine Plattenfirma hatte – sie gingen bei uns ein und aus. Oft kam es vor, dass sich die Musiker und die weiblichen Angestellten von Viva näherkamen.

Besonders erfolgreich waren damals die Schweizer DJs – DJ Tatana dominierte die Hitparade, der mittlerweile verstorbene DJ Energy konnte sich vor Auftritten kaum retten. Er möge in Frieden ruhen – ich erinnere an seine Schweissperlen und eine verzweifelte Maskenbildnerin, die nicht nachkam, sein Gesicht zu pudern. Unvergesslich auch das Quiz, das wir mit Energy vor laufender Kamera veranstalteten. Er sollte fünf Flüsse der Schweiz nennen. Die Limmat kam ihm nach vielen Tipps in den Sinn. Als zweiten Fluss nannte er den Nil. Wir lachten – und dann sagte er: „Ach nein, der fliesst ja durch Deutschland.“

Es gab weitere legendäre Stars, die heute tot sind und damals bei uns waren: Sängerin Melanie Thornton, die mit dem Weihnachtshit „Wonderful Dreams“ grosse Erfolge feierte, besuchte

uns zwei Tage, bevor sie mit dem Flugzeug abstürzte. Wir haben danach ihre signierten Alben verlost.

Sowieso haben wir viel verlost. Täglich gab es in der Werbe-Sendung „Hit Chips“ Chips zu gewinnen. Anfangs waren es 100 Packungen, später, als das Budget kleiner wurde, Packungen im Wert 100 Franken. Die Chips lagen überall auf der Redaktion rum – und ergänzten unsere Cola-Zigi-Nahrung.

Die Verlosungen waren deshalb so dankbar, weil man damit wunderbar Sendungen strecken konnte. Wenn wir nichts im Programm hatten, liessen wir einfach stundenlang Musikclips laufen und machten dazwischen die Zuschauer gierig auf ein Alpamare-Ticket, das es am Schluss zu gewinnen gab. Manchmal hatten wir so viele Konzerttickets zum Verlosen, dass ich sie abends wegwarf. Ich kann mich an 20 Billette für ein Red Hot Chili Peppers Konzert erinnern, die ich in den Kübel schmiss, weil ich bereits 30 verlost hatte. Damals gab es kein E-Bay oder Facebook, wo man sie hätte verticken können.

Die Show, in der wir jeweils Gäste interviewten oder Dinge verlost, lief jeweils am Nachmittag und war live. Eine Panne gab es fast immer. Manchmal fiel das Bild aus und blieb minutenlang schwarz, nicht selten fanden wir nicht zu gegebener Zeit den richtigen Musik-Clip, der gewünscht wurde, und der Moderator musste viel länger reden als geplant. Während der Sendungen über die Weihnachtstage waren wir manchmal so betrunken, dass wir kaum die Schalter bedienen konnten. Dann liessen wir die Zuschauer Musikclips wünschen. Seltsamerweise stammten die drei Anrufer, die sich jeweils am häufigsten meldeten, aus Gösgen. Bis heute ist uns nicht klar, warum uns besonders Kids aus der Gemeinde des Atomkraftwerks so treu waren.

Sommers fand die Live-Sendung draussen vor dem Studio statt. Auf billigen Ikea-Plastikstühlen sass die gelangweilte Seebacher Jugend, während sich die Stars die Klinke in die Hand drückten. Einmal kam Jason Biggs zur Promo für „American Pie II“ vorbei. Und die Kids aus Seebach riefen „Pie Fucker!“.

Als Viva Schweiz aus dem Büro in Seebach auszog, landeten sämtliche VHS-Kassetten der Sendungen in einer Tonne und danach im Abfall. Ein Archiv hat nie jemand aufgebaut. Vielleicht gerade deshalb und nicht zuletzt, weil kein einziger Youtube-Film aus dieser Epoche übrig ist, ist mir diese Zeit wohl als besonders einzigartig in Erinnerung geblieben.

Claudia Schmid hat nach ihrer Zeit bei Viva den Stift dem TV-Bildschirm vorgezogen. Sie ist heute Redaktorin bei der Sonntagszeitung.

24

25



Rauschhaftes Vergnügen

ein Plädoyer für den ungezügelt genuss diverser Alkoholika

C_2H_5OH

Folgender Text soll weder zu einer strafbaren Handlung noch einer missbräuchlichen Verwendung irgendwelcher Substanzen aufrufen oder verleiten. Er soll lediglich erhellende Informationen bereitstellen, die gewöhnlich in solcher Zusammenstellung nur schwer zugänglich sind. Die Nutzung dieser Informationen liegt ausserhalb des Einflussbereichs des Autors.

Soll der Mensch, entgegen der Macht der Tradition und der Gewohnheit, dem Alkoholkonsum Einhalt gebieten, den Exzess durch Verbote wehren? Gar ganz, entgegen dem landläufigen „Zechrecht“, vom Kulturgut Spiritus lassen und Wasser predigen? O weh! Sigmund Freud schrieb 1927 in „Die Zukunft einer Illusion“ will man jetzt den Menschen – offenbar unter dem Einfluss der Frauenherrschaft – alle Reiz, Rausch- und Genussmittel entziehen und übersättigt sie zur Entschädigung mit Gottesfurcht. Auch auf den Ausgang dieses Experiments braucht man nicht neugierig zu sein.“

Text: Oliver Schramm

Die Geschichte des Alkohols als Kulturdroge ist so alt wie die Geschichte der Versuche, den Alkoholenuss zu beschränken oder gar ganz zu verbieten.

Nicht nur der Plebs, sondern auch wir unglaublich erhabenen Geister nutzen den Alkohol zu seiner bei Übermass unausweichlichen Konsequenz des Rausches. Freilich ganz bewusst und gezielt, denn für unserins gilt: Triebfeder Alkohol! Denn das Laster ist die Quelle der Inspiration und es gilt immer und stets: die erste Pflicht der Musensöhne ist, dass man sich ans Bier gewöhne! Ein paar harmlos angesoffene Vorkommnisse sind immer genehm im Kunstmilieu.

Der Akademiker katalogisiert den Alkoholkonsumenten gemeinhin wie folgt:

Wohlstandsalkoholiker, Elendsalkoholiker, Erleichterungstrinker und Problemtrinker. Ein durchaus interessanter, aber nicht ganz

unproblematischer Ansatz, weil die Gruppe der sentimental Kreativtrinker mit keinem Wort erwähnt oder gar in einer Studie erfasst wurde!

Nun also doch. Die Kunst des sentimental Kreativtrinkens besteht darin, durch diszipliniertes und wohltariertes Kombinationstrinken nur gerade die Neuro-membrane (siehe rote Flasche) zu beschädigen, welche im Hirn so hinderliche wie hemmende Prozesse wie Scham, Zurückhaltung, Rationalität oder gar Vernunft steuern. Das ganze coram publico natürlich. Sind diese irrationalen Funktionen erst einmal ausgeschaltet, hat man sich meist grösste Klarheit ersoffen, so dass sich die kreativen Prozesse jeglicher Couleur uneingeschränkt entfalten können. Denn nichts kann bekanntlich entstehen, ohne dass etwas anderes verdrängt wird. So geht das.

Um diese Prozesse zu beschleunigen, ergo die Aufnahmegeschwindigkeit der Alkanolen zu erhöhen, empfiehlt sich nebst schnellem Trinken (möglichst auf leerem Magen), warme alkoholische Geträn-

26

27

ke, kohlenstoffhaltige oder mit Zucker versetzte alkoholische Getränke zu sich zu nehmen. Dabei findet eine allgemeine Belastung des gesamten Organismus statt, die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit nimmt rasant ab respektive reduziert sich auf ein absolutes Maximum. Rausch koexistiert urplötzlich mit Wissen.

Freilich, die Quellen sind voll von weniger erbaulichen Konsequenzen des „Saufteufels“ (Martin Luther), der Trinkerei also. Wir sprechen hier zum Beispiel vom wohlmeinenden, jedoch nicht von der Sonne des Erfolgs beschiedenen Wirken puritanischer Damenzirkel wider die Sauferei und, natürlich, einer höchst bigotten Institution namens „Kirche“.

Hier ein Auszug aus einer klerikalen Hetzschrift von 1835, dies, um die Verklärung angeblich grösserer Zeitalter mit der gebührenden Skepsis zu betrachten:

„Der Alkohol ist der grösste Feind Gottes und des Menschen. Nehmet das Blut aus den Armen, des Fusses oder des Kopfes desjenigen, destilliert es und ihr werdet Alkohol erhalten!“

So einfach ist das und durchaus bemerkenswert, wenn man bedenkt, dass die Kirche in der damaligen Zeit in Europa immer noch eine der führenden Kräfte in der Herstellung alkoholischer Getränke wie Bier, destillierter Liköre, Schnaps und Wein war! Nur, und hier sei ein führender Grossintellektueller, nämlich F. T. aus Z., zitiert: „Die positiven Charaktereigenschaften des Alkohols werden in den Medien einseitig begrenzt dargestellt!“ Voilà! Wir halten dagegen.

Weitere führende Intellektuelle aus den Kantonen Zürich, Aargau, Schwyz und Nidwalden beantworteten uns die Frage „Was spricht für Alkoholkonsum?“ wie folgt:

D. M. aus U. ZH:

„Hab ich vergessen.“

R. H. aus E. AG:

„Entspannend, schmerzlösend, kommunikationsfördernd.“

S. W. aus E. SZ:

„Verbessert die Lebensqualität enorm!“

M.M. aus Z. ZH:

„Ich lebe davon!“

J.W. aus H. ZH:

„Ich trinke keinen Alkohol, nur Bier und Wein!“

V.B. aus Z. ZH:

„Er wird unterschätzt!“

F.T. aus Z. ZH:

„Die positiven Charaktereigenschaften des Alkohols werden in den Medien einseitig begrenzt dargestellt!“

Da bleibt nur noch eines hinzuzufügen:

PROST!

Oliver Schramm

Untergrundautor, Head Cycling Dandys
Zurich, Sänger „East of Sweden“

Alkohol beeinflusst vor allem die Neuronenmembrane; das ist eine Art von Gehirnzellen. Diese Membrane hat eine komplexe Struktur und setzt sich aus zwei Schichten zusammen, die durch eine fettähnliche Füllung voneinander getrennt werden. Durch ihre Struktur kann die Membrane – genauso wie ein Kondensator – elektrische Ladung speichern und auf diese Weise auch elektrische Signale unterschiedlicher Form und Dauer erzeugen. Alkohol zerstört dieses Phänomen, sodass die elektrischen Signale der Neuronen beeinträchtigt werden.

KULTURJAHR, KONTROLLVERLUST + RENTENVORBEZUG

Ich habe im Text sämtliche geschlechterübergreifenden Begriffe „old fashioned“, also nur männlich ausgedrückt. Mit „Der Künstler“ meine ich selbstverständlich auch „Die Künstlerin“.

Wem ist das Wort Kulturjahr ein Begriff? Bestimmt hast du das Wort schon in Zusammenhang mit Musikern oder anderen Künstlern gehört. Für diejenigen, die mit diesem vielleicht zum Modewort von einem der kommenden Zehnerjahre gekürten Begriff noch nichts anfangen können: Von den Kantonen und Städten, in unserem Fall der Stadt Zürich, werden jährlich Kulturfördergelder von je CHF 50 000.– an eine Handvoll erlesener Künstler mit Potenzial verteilt. So kann sich der Künstler ein Jahr lang weiterentwickeln und sich voll auf sein Schaffen konzentrieren, ohne dass sich durch zusätzliches Geld verdienen müssen die Inspiration eindämmen lässt. Er befindet sich dann also in seinem Kulturjahr. Selbstverständlich kann es sich der Staat nicht leisten, jeden beliebigen Künstler oder Querdenker zu unterstützen, so reduziert sich halt dann die Kulturgeldverteilung auf Sophie Hunger, Phenomena oder Bit Tüner. Was auch vollkommen in Ordnung ist, mussten doch zumindest die letzten zwei Genannten über Jahre hart dafür arbeiten. Mit meinem Ingenieurstudium und der darauffolgenden Zeit setzte ich vorerst mehr auf den beruflichen Werdegang, bis mich mein Freiheitssinn und die rechte Hirnhälfte dazu brachten, einen „Full Stop“ einzulegen. Ich habe mir die gut CHF 50 000.– selbst zusammengespart, um dann ein Jahr nirgendwo angestellt sein zu müssen und tun und lassen können, was ich will. So konnte ich 24 Stunden am Tag und sieben Tage die Woche uneingeschränkt selbst über mein Schicksal bestimmen. Mein dreissigstes Lebensjahr war ein gutes und glückliches und mit den darauffolgenden eineinhalb Jahren bis heute bildet es eine der besten Zeiten überhaupt in meinem

Leben. Warum? Weil ich in diesem Jahr die Zeit und die Luft hatte, über meine Zukunft nachzudenken und den richtigen Weg einzuschlagen. Die Idee entstand 2007, als ich bereits zwei Jahre nach dem Diplomabschluss als Elektroingenieur für eine Firma 100 Prozent arbeitete. Ich „litt“ darunter, dass meine künstlerische Seite, Musik und Filme zu machen, völlig zu kurz kam. Dies wurde zusätzlich noch erschwert, weil ich jeweils wochenweise im Ausland arbeitete und so kaum mehr ein interessantes Leben neben der Arbeit führen konnte. Ich begann also zu sparen, im Nachhinein hätte ich besser früher mit sparen angefangen, statt das erstverdiente Geld an der Börse fahrlässig zu verzocken. Folgte doch im 2008 die Insolvenz der Lehmann Bank u.s.w., siehe den Film „Margin Call“. Nun gut, so musste ich eben noch weitere zwei Jahre krampfen, und genau dann erwischte mich eine neue Art von Krankheit, Burnout oder wie man es auch immer nennen will. Plötzlicher Schwindel, Schwitzen in den Händen aus dem Nichts, dies verunsicherte mich bis hin zur groben Panikattacke. In der Warteschlange auf den nächsten Flug das Gefühl zu haben, es gehen einem gleich „die Lichter aus“ – Stress und Angst. An Sitzungen plötzlich nicht mehr aufnahme- und wiedergabefähig zu sein – Stress und Ungeduld, bis hin zu cholerischen Sprüchen. Und das bloss wegen der Absicht, dass die Sitzung möglichst schnell vorbeigeht und keiner mich plötzlich am Boden liegen sieht. Im Büro der eigenen Firma schauen einem die Leute an, als ob man gleich „den Löffel“ abgibt. Sprüche wie „du siehst heute aber nicht gut aus“ helfen auch nicht weiter, vielmehr bringt es einen auf die Toilette, damit man kurz für sich selbst sein kann, während man am Hals ständig wieder seinen eigenen Puls kontrolliert. Besuche bei Ärzten und Naturheilpraktikern aus allen erdenklichen Studienrichtungen wechselten sich ab mit Todesängsten und Selbstzwang zum Arbeiten – ich

war einfach zu stolz, als dass ich mich bei der IV angemeldet hätte. Keiner der Doktoren, Psychologen und auch Naturheilschamanen konnte rausfinden, was es war. Fast jeder hatte eine völlig eigene Definition davon, was bei mir los sei. Von Angstzuständen über Schleudertrauma bis hin zur Muskelverspannung im Nackenbereich. Ich wusste tief im Innern, dass gar nichts von dem stimmte, was die Ärzte diagnostizierten, denn selbst die Angstzustände oder eben Panikattacken waren nur sekundäre Symptome und nicht die Ursache. Mit den Ärzten hatte ich abgeschlossen und zum Neurologen wollte mich der Hausarzt schlussendlich nicht mehr schicken, nachdem „alle Bluttests i.O. und das MRI keine Fehler aufzeigte“...vielleicht, weil er vor der Krankenkasse in die Hosen machte. – Entschuldigung die Formulierung, aber es ist echt mühsam, dieses Tauziehen. Ergo, ich hatte die Schnauze voll und dachte „komme es wie es wolle“, und so wurde wenigstens die Angst nach solchen „Kontrollverlust -Anfällen“ kleiner. Weil ich ein bisschen eine Ahnung von Neurologie habe und Elektrotechniker bin, hatte ich den Verdacht, dass die vielen im letzten Jahrzehnt aufgetauchten elektromagnetischen Wellen von Handys, W-LAN etc. einen Einfluss auf mein Nervensystem haben. Ich lernte dann privat oder über Foren Leute kennen, die ähnliche Probleme haben. Heute bin ich so weit, dass es irgendein Hirnstoffwechselproblem ist, was den Kontrollverlust auslöst. Was die Hirnbotsstoffe dazu veranlasst zu „spuken“, ist wie gesagt rein hypothetisch. Es könnte wirklich sein, dass die Patienten überempfindlich auf elektromagnetische Wellen sind. Sämtliche Kandidaten hören, sehen und riechen übrigens sehr gut ... Der Kontrollverlust selbst zeigt sich dann als Gefühl, dass „die Batterien leer sind“ oder man plötzlich nicht mehr aufnahme- und wiedergabefähig ist. Meistens dauert es nur einen Augenblick bis zu ein paar Minuten.

So, genug der Kränkeleien, immerhin wird mein Bericht jetzt auch für einen Mediziner interessant! Schlussendlich hatte ich also die zwei Jahre durchgestanden, das Geld auf der Seite und konnte vor den Sommerferien meinen letzten Arbeitstag feiern. Gott, wie die Mitarbeiter reagierten, als ich auf ihre Frage „Hast du schon ein neuen Job?“ oder „Was wirst du nachher arbeiten?“ antwortete: „Nichts, ich mach ein Jahr lang Pause oder eben ein Kulturjahr!“ – „Ja, nein ... geht es dir nicht gut? Findest du dann einfach wieder einen Job, kannst du dir das leisten?“ etc. Kein Wunder, können die es sich nicht vorstellen, sie leben ja meistens in einer topmodernen Wohnung, haben ein schönes Auto und finanzieren ihre 3. Säule schon ab 20. WG? Altes Haus? Das kommt halt vielen immer noch ökosozial und bekifft und überhaupt anrühlig vor. Das kümmerte mich aber am nächsten Tag nicht mehr, denn ich war frei! Nicht, dass ich was gegen angestellt sein im Allgemeinen habe, aber erstens ist nicht jeder dazu geboren und zweitens sollte einem die Arbeit wirklich gefallen und nicht „sich einreden bis es einem gefällt“. Leider zeigen die Leute auf der andern Seite meistens kaum Verständnis für solche wie mich ... wozu denn auch, alle sollten doch gleich ticken! Im Kulturjahr hatte ich dann die Zeit zum Ausruhen, den Sommer in der Schweiz zu geniessen,

an Kurzfilmprojekten zu arbeiten, Menschen zu treffen, ein Buch zu schreiben, zu musizieren und auch rauszufinden, was ich nach dem Kulturjahr machen will und kann. Während dem Kulturjahr wurde es auch immer besser mit diesen lästigen Kontrollverlustanfällen, die übrigens auch heute noch ganz selten, aber tendenziell immer weniger auftreten. Zum Glück! Oder vielleicht hat sich mein Körper an die Millionen von herumschwirrenden E-Wellen einfach langsam gewöhnt! Irgendwann im Winter kam ein Gedanke hoch, den ich schon mal bei einer Unterrichtsstunde mit 18 im Berufsschulunterricht hatte. „Lehrer wäre eigentlich ein toller Job“. Nach einigem „Darüber-Schlafen“ schickte ich Bewerbungen raus, und bald hatte ich ein Teilzeitpensum als Berufsschullehrer und konnte im Sommer mit Arbeiten beginnen. Mit dem 60%-Pensum ergab sich die ideale Konstellation, um auch noch nach dem Kulturjahr an meinen eigenen Künstler- und Ingenieurprojekten weiterarbeiten zu können. Fantastisch! So lebe ich momentan eine echt gute Phase in meinem Leben, meine Arbeit gefällt mir und meine Projekte machen Spass. Das auf die Uhr schauen „was, ist es erst 15.00 Uhr, ich dachte es sei schon 16.30 Uhr“ kenne ich nicht mehr, eher das Gegenteil. Ich kann es nur jedem weiterempfehlen, kauf keine neuen Autos, nur alte Occasionen, wohnt nicht in einer Wohnung, die

mehr als 1/3 vom Lohn verschlingt, dann bringst du ihr rasch das Geld auf die Seite, um mal ein Jahr abschalten zu können. Ich dachte mir schon, ob das gar staatlich unterstützt werden könnte, indem man die Möglichkeit hat, bis zu 5 Rentenjahre vorzubeziehen! D.h. man könnte normal bis 65 arbeiten, aber man könnte auch bis 70 arbeiten und die andern 5 Jahre irgendwann früher beziehen. Denn ein Jahr lang reisen mit 33 ist was anderes als mit 66. Mit 41 unbeschwert ein Jahr freinehmen zu können, um das gekaufte Haus, einen Garten oder seine Wohnung selbst zu renovieren, würde es vielen leichter machen. Mit 52 für ein Jahr auf eine Insel verreisen statt mit 56 mit einem Herzinfarkt im Inselspital zu landen. So hätte jeder Gelegenheit, Kulturjahre einzulösen, ohne dass es gesellschaftlich verachtet wird oder zum finanziellen Risiko würde. Ich habe bei der Nationalratskommission „Zukunft für Sozialversicherungen“ nachgefragt, was sie von meinem Lösungsansatz halten.

Bericht by **Marcello Folini aka M. Höbener**

<http://www.parlament.ch/d/mm/2011/seiten/mm-fk-2011-07-04.aspx>

Der Stadtfuchs, Engineering & Entertainment,
Zürich und St. Gallen, www.derstadtfuchs.ch

28

29

Sie haben ein fertiges Produkt im Kopf - wir realisieren es preisgünstig. Ihnen fehlt noch die zündende Idee - wir haben das Netzwerk, um sie Ihnen im Rahmen eines Komplettangebots zu liefern.

schwarz
auf weiss

Litho- & Druck GmbH

Habsburgerstraße 9
79104 Freiburg
Telefon 0761-51 45 70
www.sawdruck.de



Oma kochte Enkelkind – denn sie wollte SEX

reimten einst Baby Jail in bester Boulevard-Manier. Und waren mit ihrer Zeile nicht etwa jenseits der Grenzen menschlichen Tuns, sondern noch weit innerhalb dessen, was der Homo erectus in seiner ganzen schillernden Vielfältigkeit an Abstrusitäten und Aberrationen zu leisten vermag. Kein noch so einfallsreicher Schriftsteller könnte wildere Geschichten erzählen als das Leben selbst. Und immer wenn man mit der Bandbreite humanen Irrsinns vertraut zu sein und alles gehört zu haben glaubt, kommt wieder ein Exemplar der Spezies daher und dehnt diese noch weiter ins Bizarre aus. Sei es bei (meist erfolgreichen) Versuchen, sich auf möglichst originelle Weise nachhaltig selbst aus dem menschlichen Genpool zu entfernen (dafür werden sogar Auszeichnungen verliehen, e.g. der Darwin Award – natürlich posthum), sei es beim unsachgemässen Umgang mit Tieren, Sprengstoff, Elektrizität oder Nahrung oder sei es schlicht beim hemmungslosen Ausleben der eigenen Dummheit – immer wieder liefern nette Zeitgenossen mit ihrem sinnentleerten Tun groteske Geschichten und schräge Schlagzeilen. Hier eine kleine Auswahl an Stories, die so nur das Leben schreiben konnte – und die sich tatsächlich ereignet haben (sollen). Es sind genau diese Episoden, die letztlich das Salz in der publizistischen Einheitssuppe ausmachen.



Felix Traber ist Blattmacher bei 20 Minuten und Mitglied der „Cycling Dandys Zurich“.

Der liebe ALKOHOL UND SEINE FOLGEN

- 50 Meter hoch kletterte in Stavanger ein betrunkenen Norweger am Tower des örtlichen Flughafens hoch. Dort machte er die beiden anwesenden Fluglotsen mit fröhlichem Klopfen auf sich aufmerksam. Nach dem ersten Schrecken liessen sie den Trunkenbold durchs Fenster rein, um ihm den Abstieg zu ersparen. In der Ausnüchterungszelle bereute der Kletterer sein Tun.
- Reue blieb einem 37-jährigen Deutschen verwehrt, der an einem Geburtstagsfest auf einer Festbank über eine Skischanze in den Tod raste. Seine Freunde wollten den Mann noch von seinem Tun abhalten, doch er warf dagegen seine Erfahrung, die er beim Training mit einem Wok erworben hatte, in die Waagschale. Allerdings übersah er ein sieben Millimeter starkes, über die Strecke gespanntes Stahlseil, gegen das er ungebremst prallte.
- „Nur“ schwer verletzt wurde ein 22-jähriger Student in Bremen mit 2,09 Promille im Blut, der vom Perron aus seinen nackten Hintern gegen die Scheibe eines abfahrenden Zuges presste und mitgerissen wurde. Er war zuvor wegen Schwarzfahrens des Zuges verwiesen worden.
- Im Suff kam einem Australier (36) die gloriose Idee, in einer Krokodilfarm auf dem 800 Kilo schweren „Fatso“ zu reiten, der Attraktion der Farm. Er kletterte kurzerhand über den Zaun und erklomm den Rücken des Tieres. Wie durch ein Wunder entkam der Mann Fatsos Kiefern mit sieben tiefen Fleischwunden, die er vor seiner Hospitalisierung stolz im Pub herumzeigte.

Medizinische Wundertaten

- Eine unbekannte „Ärztin“ bot mehreren jungen Frauen telefonisch eine kostenlose Mammografie an – per Satellit. Vier Frauen im portugiesischen São Bartolomeu de Messines stellten sich daraufhin auf den Balkon und entblössen ihre Brüste. Statt einer Diagnose gabs dann einen Anruf: „Schönen Dank. Das hat Spass gemacht!“
- Weil er während einer Zahnoperation zu Rose Royce's Hit „Car Wash“ Tanzschritte ausführte, rutschte Zahnarzt George Trusty (57)

im Staat New York mit dem Bohrer ab und zerstörte beinahe das Auge seiner Patientin. Er musste sich einem kostspieligen Prozess stellen.

- Grenzen überschritt auch Chirurg Adam Hansen in Phoenix: Er hatte während einer Gallenblasenoperation mit seinem Handy den mit der Tätowierung „Hot Rod“ geschmückten Penis eines Patienten fotografiert und die Fotos herumgezeigt. Nachtclubbesitzer Sean Dubowik klagte ihn ein, Hansen musste gehen.

Vom Umgang mit LEICHEN

Wie auch Papier sind Leichen geduldig: Sie neigen dazu, sich nicht gegen mit ihnen angestellten Unfug zu wehren. Auch nicht wenn...

... südafrikanische Leichenwagenfahrer mit ihnen auf Sauf tour gehen. Erst als das Benzin alle war und drei Frauen beim Schieben helfen sollten, flog die Fledderei auf.

... sie im Rollstuhl in ein Flugzeug geschoben werden, weil ihre Angehörigen (Exfrau und Tochter) bei der Überführung von Liverpool nach Berlin das Geld für eine Überführung sparen wollten.

... sie zwei Meter gross sind und ihnen ein Bestattungsunternehmer in South Carolina kurzerhand die Beine absägt, um sie in den Sarg zu kriegen.

... sie in Indien im gekühlten Aufbewahrungsraum neben Fischen gelagert werden oder – so geschehen in Fort Dodge – vom mit schwarzem Humor gesegneten Notfallsanitäter die Finger in Nasenlöcher und Mund gesteckt bekommen oder ihre Brüste mit dem Kommentar „honk, honk!“ gequetscht werden.

Falsche Zeit, falscher Ort

• Mit dem Leben bezahlen musste Clown „Chispiruleto“ eine offenbar dürftige Vorstellung im Dorf Sampues: Ein Zuschauer fand die Show offenbar zu wenig lustig und erschoss ihn.

• Ein ähnliches Schicksal widerfuhr einem 25-jährigen Filipino, der „My Way“ so falsch sang, dass ihn ein 48-jähriger Sinatra-Fan noch auf der Bühne erstach.

• Weil sie sich mit Zeichensprache verständigten und eine Gruppe Gang-Mitglieder in Florida dies als Geheimsprache einer anderen Bande misdeutete, wurden im Mai 2011 mehrere Taubstumme niedergestochen.

• Die Liebe zu seiner Freundin kostete einen abenteuerlustigen Deutschen das Leben, als er beim Befestigen eines grossen Transparents mit dem Namen seiner Liebsten und dem Zusatz „10 Jahre“ von einer Autobahnbrücke in den Tod stürzte.

Der Beispiele wären noch viele zu nennen. Vielleicht noch eines: Eine weisse Amerikanerin, die ein dunkles Baby zur Welt brachte, verstand es offenbar, ihren Mann – der zum Zeitpunkt der Zeugung als GI im Irak diente – zu überzeugen, sie habe das Kind beim Anschauen eines 3-D-Pornos empfangen. Der gute Mann dazu: „Es ist verrückt, aber mit der heutigen Technik ist alles möglich.“



ZÜRICH-VARESE RETOUR VIA GOTTHARD

**Ein
alter Buben-
traum ging 1983 in Erfüllung!
Eine wahre Kurzgeschichte aus der Bio-
graphie „Immer etwas hin“.**

Tutti war ein durchtrainierter Pedaleur. Ungezählte, regelmässige Alpenpass-Fahrten hatte er in seinen Beinen. Wir kannten uns aus der Tanzschule Jazzeria, die er, zusammen mit Köbi dem Tänzer, an der Schiffflände, mitten im Zentrum von Zürich führte. Damals, 1983, war ich selber bereits ein bekannter Fashion-Show-Produzent in der Limmatstadt. Tutti, der nebenbei als Foto-Model bei RIMUSS unter Vertrag stand, weil er so blendend aussah und eine frappant auffällige Ähnlichkeit mit Roger Moore hatte, war schon öfter in von mir produzierten Fashion-Shows aufgetreten. Von der Tanzerei hatte er nicht viel mehr Ahnung als ein Ochse, dafür ging ihm als Radsportler der Ruf eines Jacques Anquetil voraus. Auch wenn ich mich beruflich meist mit dem Auto fortbewegte, war ich in der Stadt manchmal doch für kürzere Strecken mit dem Fahrrad unterwegs. Just bei so einer Velofahrt begegnete ich zufällig Tutti. Er radelte mir auf seinem teuren, nigelnagelneuen Karbonrad mit flachen Felgen im Stadtverkehr entgegen. Bei einem Bier, das wir zusammen tranken, schlug er mir vor, ihn auf einer seiner Radtouren über den Gotthard zu begleiten. Seit den Radfahrten, die ich als Bub öfter zwischen Bern und Solothurn zurückgelegt hatte, wenn ich in Luterbach meine Grosseltern besuchte, hatte ich schon lange keine längeren Strecken mehr im Velosattel zurückgelegt, ausser bei einer Urlaubsreise 1982, bei der ich zusammen mit Valentin Bregy gemütlich die Insel Elba mit dem Fahrrad umrundet und ausgekundschaftet hatte, inklusive einer Besichtigung von Napoleon Bonapartes noblem Wohnsitz auf der Insel seiner ersten Verbannung. Es war das Wort „Gotthard“, das mich bei Tuttis Vorschlag in den Bann gezogen hatte. Mir schoss dabei spontan die Geschichte aus „Mein Name ist Eugen“ durch den Sinn. Darin überquerten Fritzli Bühler und Eugen den Gotthard mit ihren Fahrrädern. Die amüsanten Abenteuer und Bubengeschichten waren in fast allen Berner Schulklassen längst zu beinahe obligatem Lesestoff geworden. Natürlich hatte auch unser Klassenlehrer während den Fünfzigerjahren die Berner-Buben-Geschichten für unseren Leseunterricht ausgewählt. Schon damals hatte ich, bei der Schilderung der köstlichen Radtour der Strolche über den Gotthard, mitgefiebert und mitgelacht. Zum Beispiel, als die Hühner die Kügelchen des defekten Kugellagers aufpickten. Der Gedanke, dass ein jeder rechter Schweizer einmal den Gotthard mit dem Velo überquert haben müsse, hatte sich damals in meinen Hirnwindungen eingenistet. Da ich, inzwischen 33-jährig, diesen Buben-



traum noch immer nicht ausgelebt hatte, ging ich spontan auf Tuttis Angebot ein. Extra für diese Radtour schaffte ich mir ein Rennrad Marke Hugo Koblet an. Es war mein erstes Rennrad überhaupt. Ich hatte damals seit Längerem vorgehabt, eine Schuhfabrik in Varese zu besichtigen, um allenfalls eine Serie von modischen Tanzstiefeln, ähnlich ledernen Socken, in Produktion zu geben, um diese über Tanzbekleidungshops oder Schuhboutiquen zu vertreiben. Tutti wollte seinerseits nach Genua reisen, um seinen Freund und Geschäftspartner Köbi zu besuchen, der dort gerade an einer Jazz-Tanzschule als Gastlehrer engagiert war. Tutti wollte Mailand mit dem Rad erreichen und von dort aus mit dem Zug nach Genua weiterreisen. Warum sollte ich den Besuch der Schuhfabrik in Varese nicht mit einer Rad-Tour verbinden.

Anfang Mai, nach einem langen Arbeitstag, fuhren wir nachts um halb eins in Zürich von der Schiffflände aus los und schafften es, sehr zügig durch das Sihltal, flussaufwärts preschend, danach den Seen und der Axenstrasse entlang jagend, immer etwas hin, bis etwa um drei Uhr nachts, nach Altdorf zu gelangen, wo ich schon so müde und entkräftet war, dass ich fast vom Fahrrad fiel. Tutti hatte alles von mir abverlangt. Während den ganzen drei Stunden hatte ich die Führungsarbeit allein ihm überlassen müssen und mich in seinem Windschatten mitschleppen lassen. Im menschenleeren Altdorf gab es nur wenige Hotels, und alle waren sie in tiefste Finsternis gehüllt. Wir standen überall vor geschlossenen Türen. Kein Licht war weit und breit zu sehen, und wir kamen uns vor wie in einem verwunschenen, menschenfeindlichen Geisterdorf. Wir waren schon fast der Verzweiflung nahe, als wir zufällig bei einem der Gasthäuser einen offenen Hintereingang fanden. Sogleich traten wir in das Gebäude ein, wo wir, mangels einer anwesenden Menschenseele, schlicht unserer totalen Erschöpfung nachgebend, irgendein leeres Zimmer in Beschlag nahmen. Am nächsten Morgen, so um 9 Uhr herum, war immer noch kein Mensch weit und breit in der Herberge anzutreffen, und nachdem wir etwa zehn Minuten lang vergeblich laut im Haus herumgebrüllt hatten, denn wir waren ja hungrig wie die Wölfe auf ein Frühstück, entschlossen wir uns, einfach abzuhaufen und anderswo etwas zu uns zu nehmen. Was sollte denn das für ein Hotel sein, wo sich Tag und Nacht keiner weit und breit blicken liess? Also schwangen wir uns, kurz entschlossen, auf unsere Räder und pedalteten dem Gotthard entgegen. Den Hunger stillten wir mit Schokoriegeln, die uns vorerst die Energie für den begonnenen, steilen Aufstieg lieferten. Erst in Wassen angelangt, nahmen wir schliesslich ein deftiges Frühstück in Form eines Mittagmenüs zu uns. Tutti war wirklich ein starker und trainierter Fahrer. Auf der steilen Passstrasse hatte er mich bald einmal abgehängt und schnell zwei, drei, vier Minuten Vorsprung herausgefahren, der sich auch noch ständig zu vergrössern drohte. Bald konnte ich sein Hinterrad nur noch gerade so knapp, für ein paar Sekunden, in der übernächsten Kurve, hoch über mir, am steilen Berg entdecken, als ein Streifenwagen der Urner Polizei, der kurz vorher auch an mir vorbeigefahren war, nun Tutti einhol-

32

33



te, der prompt sofort von der Patrouille angehalten wurde. Das gab mir Gelegenheit, ihn nun endlich wieder einzuholen, und natürlich hatte die Personenkontrolle uns gegolten, uns, den bereits gesuchten Zechprellern aus dem Hotel in Altdorf. Eine Putze hatte uns scheinbar dort auf unseren Rädern davonfahren gesehen. Wir erklärten uns ganz naiv und offenherzig und beklagten bei den Polizisten den miesen Service der Altdorfer Hotels im Besonderen und des Urner Tourismus im Allgemeinen. Seit der Eröffnung der Autobahn war der Kantonshauptort zum endgültig verlassenen Kaff mutiert. Wir mussten den Polizisten trotzdem aufs Revier nach Andermatt folgen und dort die offene Rechnung, zusätzlich einer kleinen Busse von je 20 Franken, begleichen, bevor wir weiter den Gotthard hinanklettern durften. Auch jetzt fuhr mir Tutti wieder davon, und erst etwa 7 Minuten nach ihm erreichte ich schliesslich die Passhöhe mit dem berühmten Hospiz, wo wir eine Stunde lang einkehrten und uns erneut stärkten. Das obligate Foto mit dem Eisbären vor der hohen ausgefrästen Schneewand habe ich leider inzwischen verloren. Auf der Abfahrt legten wir beide ein höllisches Tempo vor, aber auch als Abfahrer war Tutti bald weit voraus. Ich hatte manchmal das beklemmende Gefühl, wir würden Kopf und Kragen riskieren, wenn wir PWs und LKWs in halsbrecherischer Manier überholten. Trotzdem war Tutti viel schneller als ich, und erst in Airola unten angelangt wartete er auf mich, den Nachzügler. Durch die Leventina hinunter überholten wir einen behäbig um die kurvigen Geleise hinabbremsenden Güterzug und winkten dem Lokführer fröhlich und spöttisch zu, worauf dieser sein Gefährt schrill und lang erpfeiffen liess. TZUIMIIIIIIIPFUUUJJUUUUUUIII!!! Desgleichen geschah bei Biasca, als uns der Zug, nun mit Vollgas durch die Ebene brausend, wieder überholte, und wo uns der Lokführer seinerseits erneut mit heulenden



Lo-k o m o t i - ven-Pfiffen scherzend foppte. Am kleinen Sport-Flugplatz des Piano di Magadino vorbei und schliesslich dem linken Ufer des Lago Maggiore entlang, die Staatsgrenze passierend, spulten wir nun die letzten Kilometer bis Luino, bei abwechselnder Führungsarbeit, zusammen herunter. Bis Luino wollten wir es an diesem Tage unbedingt schaffen, und auf den letzten 10 Kilometern fühlte ich mich, das Tagesziel schon vor Augen, nun plötzlich doch noch dermassen fit, dass ich meinerseits Tutti das Hinterrad zeigen konnte und ihn glatt stehen liess. Während er den Bergpreis gewonnen hatte, war der Etappensieg mein geworden! Er kam etwa 2–3 Minuten nach mir bei der Ortseinfahrt in Luino an. Es war ca. 18 Uhr, als wir sogleich ein Zimmer im erstbesten Hotel bezogen. Nach einer wohlthuenden Dusche und einem ausgiebigen Mahl gingen wir in dem kleinen, italienischen Städtchen in den Ausgang. Am nächsten Tag radelten wir über die Hügel südwärts und erreichten Varese kurz vor Mittag, wo sich unsere Wege schliesslich trennten. Ich besichtigte die Schuhfabrik nur kurz und noch am gleichen frühen Nachmittag, als Tutti wohl gerade etwa in der Mitte seines Weges nach Mailand in die Pedale trat, machte ich mich bereits wieder auf gen Norden. Von Varese nach Lugano und von dort über den Monteceneri, hinab nach Bellinzona und weiter bis Biasca, wo ich abends erschöpft ankam und in einem Hotel abstieg. Tags darauf erreichte ich Airola am Mittag und genau eine

Stunde später war ich oben auf der Passhöhe. Dort hängte ich mich an das Rad eines trainierenden Radsportlers bis hinunter nach Altdorf, von wo ich wieder alleine weiterfuhr bis nach Sihlbrugg und das Sihltal hinab. Am Abend so gegen 20 Uhr erreichte ich den Stadtrand von Zürich, wo ich Urs Trattmann und Margrit Balatoni besuchte, die dort ein Haus gemietet hatten, worin gerade eine wilde Fashion-People-Party in vollem Gange war. Die Radtour war ein schönes, viertägiges Abenteuer gewesen. Aus der Produktion von Tanzstiefeln war nichts geworden. Die Fabrik in Varese war nur auf die Massenherstellung von Strassenschuhen eingerichtet. Ich liess die Idee mit den ledernen Socken fallen. Den Gotthard hatte ich in beiden Richtungen aus eigener Kraft überwunden. Ein einstiger Bubenraum hatte sich realisiert. Den Film „Mein Name ist Eugen“ habe ich 2006 mit meinem inzwischen längst volljährigen Sohn im Kino angesehen. Ob auch er den Gotthard der-einst mal mit dem Rad überqueren würde, so, wie es jeder rechte Schweizer Bub mal tun sollte? Das Rennrad Marke Hugo Koblet steht immer noch in meinem Keller. Man müsste bloss die längst morschen Colis wechseln!

Orlando Geremia Schüpbach
Schauspieler, Tänzer, Musical-Darsteller, Choreograf, Regisseur, Fashion-Show-Produzent, Kutscher, Maler, Filmemacher ([youtube.com/alararavideos](https://www.youtube.com/alararavideos))

PAPIERSAAL

live



Dienstag, 27.03.12

Synth-Pop, Glo-Fi, Electro-DooWop

Just Because präsentiert **THIS IS TIGERR** mit:

SUMMER CAMP (US)

Electro-DooWop

«In tune with the zeitgeist» (Paul Lester)

Doors: 19.30h / Showtime: 20.30h / Ticket: 25.- / VVK: Starticket / AK: CHF 28.-

WWW.PAPIERSAAL.CH

Papiersaal
Kalandersplatz
8045 Zürich (Sihcity)

amboss
bier

starticket
0900 325 325 (0,15/min)

34

35

ing:
ober See
el.
Bat.
Der vor
mbeder hat
Streitfreu
welches am
1884 neu
wurde.
r od. Säure

„Dandies für gefährliche Reise gesucht. Geringer Lohn, bittere Kälte, lange Monate
kompletter Dunkelheit, ständige Gefahr, sichere Rückkehr ungewiss.
Ehre und Anerkennung im Erfolgsfall.
Mutige melden sich bei Herr Martin am Lokaltresen“

– nach Ernest Shackleton (1874-1922):
in Julian Watkins, The 100 Greatest Advertisements

Massstab
Km 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25

el Lokal
ZÜRICH - INTERNACIONAL

www.ellokal.ch
el Lokal, Gessner-Allee 11, 8001 Zurigo Isola

